

---

31. SCHREIBWETTBEWERB 2020

# Mutgeschichten



Mutig ist nicht der, der sich niemals fürchtet, sondern der, der diese Furcht besiegt hat.  
Nelson Mandela (1918–2013)



## Rückblick auf die Preisverleihung 2019



An einem heißen Sommertag waren viele der 54 Teilnehmer/innen des Schreibwettbewerbs, den der Kreissenorenrat Böblingen jährlich veranstaltet, mit ihren Freunden und Partnern zur Abschlussveranstaltung mit Preisverleihung ins Landratsamt Böblingen gekommen.

»Oft kam es anders als gedacht. Wir von der Jury haben mitgeföhlt und mitgeschmunzelt«, so fasste Horst Hörz vom Kreissenorenrat seinen Eindruck aus den eingereichten Beiträgen zusammen. Nach 30 Jahren ehrenamtlicher Arbeit für den Schreibwettbewerb des Kreissenorenrats verabschiedete sich Horst Hörz von den Stamm-Autoren und Neulingen – nicht ohne eine gute Nachricht: »Der Nachfolger ist mit Peter Renelt bereits gefunden.« Der gebürtige Ostwestfale, IBM-Pensionär und begeisterter Radfahrer, freut sich auf das Ehrenamt, wie er versicherte. Kreissparkassen-Vorstandsmitglied Michael Tillmann richtete in seiner kurzen Ansprache seinen Dank an Horst Hörz »für diese gelebte Idee«, bevor Hörz vom KSR-Vorstand Manfred Koebler feierlich, aber mit Bedauern, aus seiner Verantwortung verabschiedet wurde.

### Die fröhlichen Preisträger/innen.

Links im Bild ist Marion Rühle, die 2019 letztmalig Dreh- und Angelpunkt für den Schreibwettbewerb im Landratsamt Böblingen war, Peter Renelt (2.v.li.), Michael Tillmann (hintere Reihe, re.) und Horst Hörz (hintere Reihe, 2.v.re.).

### Die Preisträger/innen 2019

Die Preise der *Kreissparkasse* erhielten Heike Birgit Damke, Rolf Steng, Uwe Jens, Brigitte Schmid, Sandra Röhm, Annemaria Leschinger, Charlotte Wentsch, Dagmar Meyer, Renate Strauss, Margit Reiter, Sevily Kurtoglu, Horst Meder.

Die Preise des *KSR* erhielten Kristin Pfeiffer und Heidemarie Klein, die *KSR-Sonderpreise* Alfred Pich und Willi Poppenberger.

Die Preise der einzelnen Tageszeitungen wurden vergeben von: *SZ/BZ* an Peter Nagel, *Kreiszeitung an* Sabine Bornmann, *Leonberger Kreiszeitung an* Christiane Servini und *Gäubote* an Minh Ong.

~  
*Mutgeschichten*

Leseheft



Mit freundlicher Unterstützung von



Der Kreissenorenrat Böblingen e.V.  
bedankt sich bei allen Sponsoren sehr herzlich  
für ihre jahrelange Treue.

*Mutgeschichten – ein wichtiges Thema*



»Mutgeschichten« lautet das Motto des diesjährigen Schreibwettbewerbes des Kreissenorenrats Böblingen. Der Kreissenorenrat hat damit ein wichtiges Thema aufgegriffen.

Eine Mutgeschichte hat jeder schon einmal selbst erlebt. Beispielsweise in der Kindheit, wenn die Furcht vor etwas Neuem überwunden wurde wie dem ersten Schultag oder dem ersten Schwimmen im freien Gewässer.

Aber auch als Erwachsene können wir immer wieder Mutgeschichten erleben. So zum Beispiel, wenn etwas entschieden werden muss, obwohl der Ausgang nicht sicher ist. Auch die kleinen und großen Richtungsänderungen in unserem Lebenslauf, die wir auf der Suche nach dem für uns richtigen Weg erfahren, allein oder zusammen mit anderen Menschen, die uns nahe stehen, ob privat oder beruflich, können Mutgeschichten sein.

Mutgeschichten machen Mut, und Mut tut gut. Gerade in Zeiten der Corona-Pandemie erfährt das Thema Mutgeschichten eine ganz aktuelle Bedeutung. Zum einen gab und gibt es mutige Corona-Helden wie Ärzte und Pflegekräfte, deren tatkräftiges Wirken für die Bewältigung der Krise bedeutend war und ist. Zum anderen sind Mutgeschichten für die Menschen während der Pandemie hilfreich. So kann zum Beispiel Kindern durch das Vorlesen von kindgerechten Mutgeschichten Mut gemacht werden.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Schreibwettbewerbs haben ihre persönlichen Mutgeschichten erzählt. Ich freue mich sehr darüber, dass der Kreissenorenrat durch seinen jährlich initiierten Schreibwettbewerb, der bereits das 31. Mal stattfand, immer wieder zur Auseinandersetzung mit wichtigen Themen anregt.

Mit aktuell 74 Teilnehmerinnen und Teilnehmern zwischen 8 und 94 Jahren ist der Autorenwettbewerb aus dem öffentlichen Leben im Landkreis Böblingen nicht mehr wegzudenken.

Ich danke den Organisatoren und Juroren für die Durchführung des Wettbewerbes. Ebenso danke ich der Kreissparkasse und den regionalen Tageszeitungen aus Böblingen, Leonberg, Herrenberg und Sindelfingen für die gestifteten Preise.

Meine herzlichen Glückwünsche gehen an die Preisträgerinnen und Preisträger, deren handwerkliches Können die Jury stark beeindruckt hat.

Ihr

**Roland Bernhard**  
Landrat

Den Mutigen gehört die Welt



»Den Mutigen gehört die Welt.« Wie wahr! So lautet ein altes Sprichwort, das besonders heutzutage seine fortwährende Gültigkeit unter Beweis stellt und uns dazu ermutigt, im Kleinen und im Großen neue Wege zu gehen und alte, bequeme Pfade zu verlassen – auch wenn das bedeutet, Risiken in Kauf zu nehmen. Doch die Chancen, die sich aus Veränderungen ergeben, sind größer als die Risiken, angesichts derer wir oftmals im ersten Moment zurückschrecken. Denn Mut sichert Mitbestimmung, und durch Mut gewinnen wir Wahlfreiheit. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Wir alle erleben, dass sich unser Alltag aktuell gravierend verändert. Sorgen um unsere Gesundheit, Existenzängste oder Einsamkeit durch Kontaktbeschränkungen wiegen schwer und lasten auf uns.

Was gibt uns in dieser Situation Halt? Es ist das Besinnen auf unsere eigenen Ressourcen, den mutigen Willen auch unbequeme Positionen zu beziehen.

Etwas Neues wird entstehen, aus dem wir durch Mut Hoffnung und Zuversicht schöpfen. Wir erleben, was möglich wird, wenn wir uns trauen, die Komfortzone zu verlassen, gegen den Strom zu schwimmen oder unsere Stimme für eine gute Sache zu erheben.

Der Kreissenioresrat lobte zusammen mit uns und den Tageszeitungen im Landkreis Böblingen für das Jahr 2020 bereits den 31. Schreibwettbewerb mit dem spannenden Thema »Mutgeschichten« aus – und das erneut mit großem Erfolg!

Wir freuen uns über 79 außergewöhnliche Einsendungen von Teilnehmerinnen und Teilnehmern zwischen 8 und 94 Jahren. Vom Schüler bis zum Senior – mutig sein, das kennt keine Altersgrenzen, vor allem nicht in diesen bewegten Zeiten. Das haben uns die vielseitigen Geschichten mit teilweise autobiographischen Bezügen gezeigt. Denn auch dazu gehört Mut: die eigenen persönlichen und emotionalen Erfahrungen aus allen Lebensbereichen mit einer großen Leserschaft zu teilen.

Dafür bedanke ich mich bei Ihnen. Das ist nicht nur mutig, das macht auch Mut!

Herzliche Grüße!

**Dr. Detlef Schmidt**  
**Vorstandsvorsitzender der**  
**Kreissparkasse Böblingen**

*Mut hat viele Gesichter*



Dieses Jahr steht unter einem ganz besonderen Einfluss. Die Sorge um die Corona-Pandemie lässt uns mit mehr Vorsicht agieren und Kontakte kontrollieren, um eine Infektion zu vermeiden. Dafür muss das öffentliche Leben, das Leben, was unsere Freiheit so deutlich kennzeichnet und so lebenswert macht, eingeschränkt werden.

Vielleicht war das, liebe Einsender/innen der Beiträge, auch Ihre persönliche Motivation, eine Geschichte zu unserem diesjährigen Wettbewerb beizutragen? Dafür spricht die gestiegene Anzahl gegenüber dem Vorjahr sowie eine große Anzahl an neuen Einsendern, die unserem Ruf gefolgt sind und an unserem Schreibwettbewerb teilgenommen haben.

Wir Jury-Mitglieder haben beim Lesen Ihrer teilweise autobiografischen Erlebnisse und Geschichten Begeisterung, Wehmut, Ergriffenheit, Entspannung, Mitgefühl und Hochachtung für die handelnden Personen empfunden – es war also wieder ein Wechselbad der Gefühle. Dabei hat uns auch immer wieder die hohe Qualität Ihrer einnehmenden Erzählungen begeistert.

Uns ist die Entscheidung bei der Wahl der Preisträger nicht leicht gefallen, die Unterschiede in der Bewertung sind oftmals nur sehr gering.

Im Hinblick auf die Altersstruktur stellen wir wieder eine erfreuliche Bandbreite fest. Die Jugend hat sich wieder beteiligt, und das Alter hat nicht nachgelassen! So können wir in diesem Jahr neben drei Senioren-Sonderpreisen auch einen Schüler- und einen Jugend-Sonderpreis vergeben, und unsere »Alterspräsidenten« über 90 werden in diesem Jahr durch eine »Alterspräsidentin« mit 94 Jahren getoppt, bravo!

Abschließend bedanke ich mich ganz herzlich bei allen Sponsoren für ihre Treue und beim Landratsamt Böblingen für die unbürokratische Unterstützung. Ohne Sie könnte ein solcher Wettbewerb nicht angeboten und durchgeführt werden.

Es grüßt Sie herzlich

**Peter Renelt**

**Kreissenjorenrat Böblingen e.V.**

**Projektbeauftragter Schreibwettbewerb**

Zu diesem Leseheft und  
den Corona-Auswirkungen



Liebe Autorinnen, liebe Autoren,

wir freuen uns sehr über die vielfältigen und kreativen Beiträge, die wir in jedem Jahr erhalten. Unserer ehrenamtlichen Jury aus Redakteuren, Chefredakteuren und Kreissenorenrats-Mitgliedern unterschiedlicher Altersstufen bereitet es großes Vergnügen, Ihre Werke zu lesen – Welch eine Bereicherung.

Wir verstehen die Enttäuschung, wenn Sie mit viel Herzblut eine Geschichte geschrieben haben, die aber nur gekürzt oder auszugsweise erscheint. Gerne würden wir alle Beiträge komplett abdrucken, um Ihrer geschätzten Arbeit damit in maximalem Maße gerecht zu werden. Aus verschiedenen Gründen ist das leider nicht möglich. In manchen Jahren erhalten wir über achtzig Beiträge, fast jeder füllt mehrere Seiten. Sie alle in vollem Umfang zu redigieren, zu setzen und zu drucken sprengt die Kapazität

der überwiegend ehrenamtlich geleisteten Arbeit und auch den ohnehin schon nicht geringen Kostenrahmen.

Um in jedem Jahr einheitlich zu verfahren, ist der Kreissenorenrat dazu übergegangen, die Geschichten der Preisträger möglichst ungekürzt abzudrucken. Wir versuchen zugleich, die Arbeiten aller anderen Teilnehmer durch Zitate der prägnantesten Textteile, Betrachtungen und Eindrücke zu würdigen.

Noch ein zweiter Aspekt: Es kommt auch vor, dass mehrere Teilnehmer ähnliche Gedanken äußern, deshalb achten wir bei unserer Zusammenstellung der »Textsplitter« weitgehend darauf, Wiederholungen zu vermeiden.

Wir bitten um Verständnis für dieses Vorgehen und hoffen, dass Sie uns dennoch gewogen bleiben.

Corona prägt auch den diesjährigen Schreibwettbewerb. So ist es wegen der noch gültigen Einschränkungen und aus hygienetechnischen Gründen in 2020 nicht möglich, alle Teilnehmende und Begleiter zur Preisverleihung einzuladen. Durch die numerische Begrenzung der Anwesenden im Sitzungssaal des Landratsamtes konnten wir leider nur die Preisträgerinnen und Preisträger und möglichst ohne Begleiter zur Feierstunde bitten. Vielen Dank, daß Sie dafür Verständnis aufbringen konnten.

Wir alle hoffen sehr auf eine entspanntere Zeit im nächsten Jahr und freuen uns schon auf Ihre neuen Geschichten zum Thema 2021: »Krise – bewältigt?!«

Ihr



**Manfred Koebler**  
**Vorsitzender**  
**Kreissenorenrat Böblingen e.V.**

# Teilnehmer/innen und Preisträger/innen

	Teilnehmer/in Preisträger/in	Ort	Seite	Preisgeber/Sponsor
A	Arlt, Gundula	Altdorf	76	
	Axt, Jennifer	Holzgerlingen	77	
B	Bechtold, Gabriele	Herrenberg	73	
	Binsch, Sigrid	Renningen-Malmsheim	79	
	Brachtl, Stephanie	Herrenberg	79	
	Braune, Flora	Sindelfingen	84	
	<b>Brecht, Selina</b>	Nufringen	54	* SONDERPREIS   KREISSENIORENRAT BB
D	Damke, Heike Birgit	Böblingen	78	
	Dietrich, Sabina	Leonberg	84	
	Dürrwang, Brigitte	Böblingen	76	
E	<b>Eberle, Sandy</b>	Jettingen	47	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
F	<b>Faix, Amelie</b>	Nufringen	12	* SONDERPREIS   KREISSENIORENRAT BB
G	Goldbach, Silvana	Schönaich	83	
	Gotowicz, Ulrike	Weil im Schönbuch	83	
	<b>Grau, Waltraud</b>	Nagold	56	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	<b>Grudzinska, Katarzyna</b>	Schönaich	16	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
H	Hartmann, Heide	Leonberg	64	
	<b>Hemmer, Silke</b>	Weil der Stadt	38	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	<b>Herrmann, Walter</b>	Hildrizhausen	42	* SONDERPREIS   KREISSENIORENRAT BB
	<b>Hoffarth, Rudi</b>	Holzgerlingen	8	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	<b>Huhn, Beate</b>	Weissach	26	LEONBERGER KREISZEITUNG
I	Israel, Luise	Sindelfingen	82	
J	Jambrek, Milan	Gäufelden-Nebringen	84	
	Jecht, Christine	Böblingen	66	
	Jens, Uwe	Böblingen	63   78	
	Jochem, Sabine	Gärtringen	67	
	<b>Junker, Frowin</b>	Leonberg	61	* SONDERPREIS   KREISSENIORENRAT BB
K	Kieninger, Guido	Sindelfingen	82	
	Kienzle, Bernhard	Böblingen	83	
	Kirchler, Blanka	Böblingen	82	
	Klaus, Sylvina	Ergenzingen	69	
	Klein, Melanie Susan	Grafenau	80	
	Körber, Emma	Gärtringen	78	
	Krisa, Petra	Renningen	69	
	Kubsch, Franziska	Grafenau	74	
	<b>Kurtoglu, Sevilay</b>	Herrenberg	52	GÄUBOTE   DIE HERRENBERGER ZEITUNG

\* Die Sonderpreise wurden aus Personenkreisen  
im Schüler-, Jugend- und Senioren-Alter gewählt.

	<i>Teilnehmer/in Preisträger/in</i>	<i>Ort</i>	<i>Seite</i>	<i>Preisgeber/Sponsor</i>
<b>M</b>	Maier, Margot	Holzgerlingen	<b>79</b>	
	Martin, Ilonka	Bad Bergzabern	<b>81</b>	
	Meder, Horst	Weil der Stadt	<b>77</b>	
	<b>Meyer, Dagmar</b>	Weil der Stadt	<b>58</b>	<b>KREISSPARKASSE BÖBLINGEN</b>
	<b>Mieth, Daniela</b>	Leonberg	<b>39</b>	<b>KREISSPARKASSE BÖBLINGEN</b>
	Müller, Erich	Gäufelden	<b>71</b>	
<b>N</b>	Nagel, Peter	Böblingen	<b>71</b>	
	Nieke, Helmtraud	Leonberg	<b>65</b>	
	Nowakowicz-Sodha, Teresa	Leonberg	<b>73</b>	
	Nuber, Andrea	Weil im Schönbuch	<b>68</b>	
<b>O</b>	<b>Ong, Minh</b>	Herrenberg	<b>28</b>	<b>KREISSPARKASSE BÖBLINGEN</b>
	<b>Otero, Gerti</b>	Vaihingen/Enz	<b>50</b>	<b>KREISSENIORENRAT BB</b>
<b>P</b>	Pfauth, Margret	Holzgerlingen	<b>70</b>	
	<b>Phan, Michelle Khanh</b>	Holzgerlingen	<b>18</b>	<b>KREISZEITUNG BÖBLINGEN</b>
<b>R</b>	Rebmann, Martin	Böblingen	<b>80</b>	
	Riecke, Hermann	Böblingen	<b>77</b>	
<b>S</b>	Scheibelhofer, Maximilian	Leonberg	<b>81</b>	
	Schiansky, Renate	Wien/Österreich	<b>83</b>	
	<b>Schmid , Johanna</b>	Sindelfingen	<b>31</b>	<b>* SONDERPREIS   KREISSENIORENRAT BB</b>
	Schmidt, Brigitte	Ehningen	<b>67</b>	
	<b>Schneider, Eva</b>	Magstadt	<b>23</b>	<b>SINDELFINGER   BÖBLINGER ZEITUNG</b>
	Scholz, Manfred	Herrenberg	<b>75</b>	
	Schrof, Herbert	Leonberg	<b>84</b>	
	<b>Sebastian, Manuela</b>	Herrenberg	<b>10</b>	<b>KREISSPARKASSE BÖBLINGEN</b>
	<b>Sehorsch, Horst</b>	Herrenberg	<b>32</b>	<b>KREISSPARKASSE BÖBLINGEN</b>
	Smuda, Sylvia	Weil am Rhein	<b>74</b>	
	Steinbrunn, Barbara	Leonberg	<b>71</b>	
	Steng, Rolf	Weil der Stadt	<b>75</b>	
	Steves, Andrea	Gäufelden	<b>82</b>	
	<b>Strauss, Renate</b>	Leonberg	<b>35</b>	<b>KREISSPARKASSE BÖBLINGEN</b>
Suppanz, Werner	Leonberg	<b>81</b>		
<b>T</b>	Track, Gertrude	Leonberg	<b>82</b>	
<b>U</b>	Ulrich, Manuela	Pellendorf/Österreich	<b>25</b>	
<b>W</b>	Weigend, Ursula	Wiernsheim	<b>72</b>	
	Weiss, Susanne	Gäufelden	<b>82</b>	
	<b>Wennberg, Ute</b>	Weil im Schönbuch	<b>21</b>	<b>KREISSPARKASSE BÖBLINGEN</b>
	Werz, Heinz	Weissach-Flacht	<b>57</b>	

# *Es war ein lebensgefährliches Wagnis...*

Eine ganz besondere Mutgeschichte | von Rudi Hoffarth



Er hatte mehrmals versucht, der Einberufung zur Reichswehr zu entkommen. Er wollte seine Schwester nicht alleinlassen, die dann den Hof allein hätte bewirtschaften müssen, nachdem die Eltern ihnen beiden den Hof überschrieben hatten.

Aber alles Reden half nichts: Die erhoffte Genehmigung, dass er auf dem Hof »unabkömmlich« sei, wurde nicht erteilt. So musste er den Wehrdienst antreten. Dass er ihn in einer Kaserne ableisten konnte, die nicht allzu weit von seinem Zuhause entfernt war, fand er gut: So konnte er an den Wochenenden seiner Schwester tatkräftig unter die Arme greifen und all das erledigen, was für sie zu schwer war. So gingen die ersten Monate seiner Dienstpflicht ohne besondere Vorkommnisse vorüber.

In der Kaserne in Villingen, wo er in einer Transport-Kompanie eingesetzt war, hatte er sich schon bald mit Ernst angefreundet, von dem er den Eindruck gewonnen hatte, dass er sich – wie er selbst auch! – für den Wehrdienst nicht begeistern konnte. Schließlich richteten die beiden es so ein, dass sie möglichst oft die Nachtwache übernahmen, die immer zu zweit absolviert werden musste. Auf ihren nächtlichen Wanderungen rings um die Kaserne haben sie immer wieder miteinander ihre Skepsis geteilt im Blick auf den siegreichen Ausgang des Kriegs durch die deutsche Wehrmacht. Sie waren überzeugt, dass das nicht mehr erreichbar sei; aber mit anderen darüber sprechen konnten sie nicht. Sie liefen sonst Gefahr, als Wehrkraftzersetzer angeklagt zu werden. Das konnte mit Gefängnis, schlimmstenfalls mit der Todesstrafe geahndet werden.

Eines Tages wurde er von Ernst konkret angesprochen: »Du hast doch im Schwarzwald einen Bauernhof. Könntest du dir vorstellen, meine Mutter und vielleicht eine ihrer Töchter dort zu verstecken? Sie

fühlen sich in ihrer Wohnung in Ulm nicht mehr sicher. Sie sind spät in der Nacht von Gestapo-Beamten heimgesucht worden, weil sie ja in Sippenhaft gekommen waren, nachdem ihre beiden Kinder – Hans und Sophie – in München zum Tode verurteilt und hingerichtet worden waren. Das allein hat die Mutter schon sehr mitgenommen. Aber jetzt ist sie mit ihren Nerven am Ende. Wenn mitten in der Nacht die Gestapo mit ihren lauten Stiefeln durch die Wohnung poltern, Schränke und Schubladen aufreißen und den Inhalt auf den Boden kippen, so dass die Wohnung hinterher wie ein Trümmerfeld aussieht – das hält sie nicht länger aus. Es droht ein Nervenzusammenbruch. Sie muss dringend weg von Ulm und irgendwo da untergebracht werden, wo die Nazi-Schergen sie nicht erreichen können. Könnte das nicht dein Bauernhof sein?« – so lautete die Frage an den Schwarzwaldbauern.

»Das muss ich mit meiner Schwester besprechen, wenn ich am Wochenende nach Hause komme«, gab der Bauer zu bedenken, »sie würde ja dann die größte Verantwortung tragen, da ich ja die Woche über meinen Wehrdienst in der Kaserne ableisten muss.«

Als der Bauer nach dem nächsten Wochenende aus dem kurzen Heimataufenthalt zurückkam, konnte er die gute Nachricht überbringen: »Meine Schwester hat sofort Ja gesagt. Als katholische Christin hatte sie sofort entschieden: Wenn wir jemand helfen können, dann müssen wir das tun. Das Risiko, das wir damit eingehen, müssen wir in Kauf nehmen.«

Am nächsten Wochenende fuhren beide zu dem Bauernhof im Schwarzwald, »... um zu gucken, ob wir die Scholls hier unterbringen können.« Die Besichtigung verlief offensichtlich positiv, denn kurze Zeit später erfolgte der »Umzug« der Scholls in den Schwarzwald. Spät in der Nacht kam der Zug dort an.



Der Landwirt Franz Josef Binninger (1912–1998).

Es wurde niemand darüber unterrichtet – nur die Familienangehörigen und der Pfarrer im benachbarten Dorf wussten Bescheid. Sonst wusste niemand, wer da plötzlich als »Hausgäste« in den Bauernhof eingezogen waren.

Diese besonderen »Gäste« hielten sich tagsüber in ihrem Versteck auf – in der großen Bauernstube wurde ein Teil abgetrennt und hinter einer provisorisch eingezogenen Wand lebten zuerst Mutter Magdalena und ihre Tochter Inge allein. Später kam noch der Kulturphilosoph Theodor Häcker dazu, der ebenso von der Gestapo verfolgt wurde. Auch der Vater Robert Scholl wurde zum Schluss noch aufgenommen, nachdem er vorzeitig aus dem KZ in Kieslau-Dachau entlassen worden war. Schließlich traf auch noch Inges Freund, der direkt aus dem Dienst der Wehrmacht desertiert war, mit dem Fahrrad auf dem Bauernhof ein.

So hatte sich ein merkwürdiges Häuflein Menschen eingefunden, die nur nachts ihr Versteck verließen, um manchmal in der nahegelegenen Wolfgang-Kapelle zu beten. Anschließend gingen sie gleich wieder in ihr Versteck zurück.

Ein besonderes Glück war die Tatsache, dass die Nachbarn zwar etwas ahnten: Aber sie haben nicht nachgefragt und in der Öffentlichkeit nicht davon gesprochen, um die nicht in Gefahr zu bringen, die



Eindach-Bauernhaus im Hochschwarzwald.

fast zwei Jahre lang in dem Bauernhof lebten und versorgt wurden.

Erst nach Kriegsende konnten sie wieder in die Öffentlichkeit – und die Nachbarn haben nicht schlecht gestaunt, wer da alles in ihrer Nähe gelebt hatte, ohne dass sie etwas Konkretes wussten.

Der Schwarzwaldbauer und seine Schwester hatten wirklich Kopf und Kragen riskiert, als sie bereit waren, der bedrohten Familie und deren Bekannten Unterschlupf zu gewähren. Die Familie war dem Schwarzwaldbauern zeitlebens zu besonderem Dank verpflichtet. Vater Scholl ist später zum Oberbürgermeister in Ulm gewählt worden.

Das Schöne an dieser besonderen Mutgeschichte ist, dass sie sich wirklich zugetragen hat. Ich habe den alten Schwarzwaldbauern persönlich kennengelernt. Er hat mir seine Geschichte ausführlich erzählt. Als er dann verstorben war, hat mir der Sohn erlaubt, in Gruppen und Kreisen davon zu erzählen. Er wollte nur nicht, dass das ganz groß in der Öffentlichkeit bekannt gemacht wird.

Ich habe den Eindruck, dass er und seine Familie den aktuell auflebenden Rechtsradikalen keine Zielscheibe bieten möchte, die sie ins Visier nehmen könnten. An dieser dann ein Stück selbst verschuldeter Bedrohungslage war er nicht interessiert. Das ist verständlich – und wir haben das zur Kenntnis zu nehmen und zu akzeptieren.

**Rudi Hoffahrth, Holzgerlingen**  
**Jahrgang 1941**

# Alexander und Ramon

von Manuela Sebastian



März 2020 – im Ländle breitet sich das Corona-Virus rasant aus. Die Landesregierung hat eine Kontaktbeschränkung angeordnet. Die Devise lautet: Wir bleiben zuhause.

Streng an die Regel hält sich die ehemalige Erzieherin Monika R., seit Jahresbeginn befindet sie sich im herbeigesehnten Ruhestand. Die für April gebuchte Osterreise nach Rom fällt Corona zum Opfer.

Was tun mit so viel ungeplanter Freizeit, denkt Monika? Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, Dinge in ihrem Ruhestand aufzuarbeiten, zu denen sie sich während der letzten Monate bzw. Jahre ihrer Dienstzeit im Kindergarten nicht mehr aufrufen konnte. Es hatte sich so einiges in ihren Schränken und Schubladen angesammelt, das sie ausmisten bzw. sortieren und aufräumen wollte. Vielleicht, denkt sie, ist jetzt ein guter Zeitpunkt, damit zu starten. Dann hätte sie die schwierige Zeit wenigstens sinnvoll genutzt. Der frisch aufgebrühte Ingwertee sollte sie bei Ihrem Vorhaben unterstützen.

Ein etwas verstaubtes Regal mit Fotos gefüllten Kartons nimmt sie sich als Erstes vor. Ihre fast vierzigjährige Arbeit mit Kindergartenkindern aus verschiedenen Gemeinden verstecken sich darin. Fotos von Weihnachtsfeiern, Sommerfesten, Ausflügen, Aktionen lassen ihre Erinnerungen wachrufen. Pedro aus Portugal, Stefan und Jens, Wolfgang, Sabine ..., die Namen dieser Kinder fallen ihr beim Ansehen der Fotos gleich wieder ein. Es sind die Kinder aus Monikas erster Kindergartengruppe, die sie nach ihrer Ausbildung zur Erzieherin mit staatlicher Anerkennung Ende der Siebziger im dreigruppigen Kindergarten einer Gemeinde des Landkreises Böblingen selbstständig leitete. Wie freute sie sich damals auf ihre erste selbstständige berufliche Herausforderung! Die Gruppenstärke von 30 Kindern, die sie täglich in

Zusammenarbeit mit ihrer Helferin Heide betreute, überforderte sie nicht. Monika liebte ihre Arbeit und vor allem »ihre« Kindergartenkinder.

Neugierig stöbert Monika im Karton weiter. Ja, wen hatte sie denn auf diesem Foto entdeckt? Zu den Brüdern Alexander und Ramon entwickelte sie damals eine besondere Beziehung. Aufmerksam wurde sie auf die beiden schüchternen Jungen nicht im Kindergarten, sondern hinter dem Zaun, der den Kindergarten vom angrenzenden Nachbargrundstück trennte. Tag für Tag beobachteten die beiden sehnsüchtig die im Garten spielenden Kindergartenkinder. Monika wunderte sich, dass die beiden Kinder nicht im Kindergarten aufgenommen wurden, hatten sie doch eine Förderung nötig, und vor allem sollten die beiden die Gemeinschaft inmitten der Kindergartengruppe erleben dürfen.

Sie suchte das Gespräch mit ihrer Kindergartenleitung und erfuhr, dass die Kinder keine saubere Kleidung hätten, dass sie vielleicht nicht gesund seien und dass die Familien der Kindergartenkinder es sicher nicht gerne sehen würden, wenn die Kinder im Kindergarten gemeinsam spielen würden. Aber wie-so? Monika reichte diese Info nicht aus. Ihre Chefin klärte sie auf, dass die Kinder hinter dem Zaun zu den in der Gemeinde angesiedelten Sinti-Familien gehörten. Es handele sich um ein belastendes geschichtliches Erbe, über das man in der Gemeinde nicht gerne sprach, erfuhr sie.

Selbst nach so langer Zeit spürt Monika ihr damals empfundenen Unverständnis. Eine Lösung wollte sie finden für die Kinder mit den sehnsüchtigen Blicken hinter dem Kindergartenzaun. Die Ausgrenzung dieser Kinder mochte sie nicht hinnehmen. In der Schule müssten sie ja schließlich auch irgendwann aufgenommen werden.



Monika R. mit »ihren« geliebten Kindergartenkindern.

Ganz versunken ist Monika inzwischen in ihren Erinnerungen. So ganz genau kann sie sich nicht mehr an ihre damalige Vorgehensweise erinnern. Sie weiß, dass die Mutter der Kinder ab und zu im Garten zu sehen war und dass sie, Monika, versuchte, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Und sie fragte bei ihr an, ob sie ihre beiden Söhne nicht auch anmelden wolle? Die Antwort war meist nur ein Schulterzucken der Mutter. Ihr fällt auch das Gespräch mit dem Mitarbeiter der Gemeindeverwaltung ein, dem sie ihr Anliegen vertrat, die beiden Jungen in den Kindergarten aufnehmen zu wollen.

Es erstaunte sie, dass ihr Anliegen auf dem Rathaus ernst genommen wurde. Der für die Kindergärten zuständige Mitarbeiter der Gemeindeverwaltung versprach ihr, sich um die Aufnahme der Kinder zu kümmern, wichtig war vor allem auch das Einkleiden der Kinder, für das gesorgt werden müsse. Sollte diese Situation so einfach zu lösen sein? Monika wollte es damals fast nicht glauben.

Nach relativ kurzer Zeit war es tatsächlich soweit, Alexander und Ramon mussten nicht mehr hinter dem Zaun zuschauen, sie durften noch im Herbst in den Kindergarten kommen. Sie gehörten ab diesem Zeitpunkt »ganz einfach« dazu. Die von der Kindergartenleitung befürchteten Proteste der Eltern blieben aus. Die Kinder wurden von den Eltern zwar skeptisch beobachtet, aber trotzdem freundlich aufgenommen.

Gespannt waren Monika und ihre Helferin Heide, ob Alexanders und Ramons Mama an der bevorstehenden Weihnachtsfeier teilnehmen würde? Und siehe da, sie war der Einladung gefolgt. Am letzten Tag vor den Weihnachtsferien überreichte Frau H., Elternvertreterin, Monika einen Weihnachtsstern und bedankte sich bei ihr, dass sie den Mut hatte, für diese Familien eingetreten zu sein. Man habe in der Elternschaft ihr Engagement sehr bewundert, auch wenn sie nicht offiziell Stellung genommen hätten.

Es ist spät geworden, weit ist Monika heute mit ihrem Projekt »Aufräumen« nicht gekommen. Sie hängt noch immer ihren Gedanken nach. Als junge und unbedarfte Erzieherin hatte sie durch ihr Handeln für Veränderung in dem beschaulichen Kindergarten beigetragen. Die beiden Jungs waren ihr in dieser Zeit sehr ans Herz gewachsen.

In ihrem Dienstzeugnis von damals liest sie: Frau Monika R. zeigte Geschick und große Geduld im Umgang mit den Kindern. Sie nahm sich dabei besonders um sozial schwächere Kinder an.

### **Manuela Sebastian, Herrenberg Jahrgang 1957**

#### *Anmerkungen*

- Bei der Verwaltungsreform während der NS-Zeit in Württemberg gelangte Magstadt 1938 zum Landkreis Böblingen. Am 15. März 1943 deportieren SS-Männer Magstadter Sinti von ihren Arbeitsplätzen bei Daimler nach Auschwitz und in andere Vernichtungslager. Von 26 Sinti kehren nur wenige aus Konzentrationslagern nach Magstadt zurück. (aus: <https://de.wikipedia.org/wiki/Magstadt>)
- Die Gemeinde Magstadt errichtete auf dem Marktplatz im Jahr 1993 ein Mahnmal, das an den Völkermord an Sinti und Roma erinnert. Es war die erste Gemeinde in Deutschland, die gegen diesen Genozid ein Zeichen setzte. Diskussionen darüber, ob es dieses Denkmal geben sollte, halten sich bis heute. (aus: Stuttgarter Nachrichten)

# Die Osterwette

Es war ein warmer Nachmittag als Jule Bäcker die Straße entlang marschierte. Sie war zu ihren Freundinnen Evi und Marie zu Zielstrebig steuerte Jule auf ein kleines Fachwerkhaus zu, das am Rande der Straße lag. Ringsum blühten Blumen.

Jetzt kurz vor Ostern liefen viele Passanten herum, kauften Eier und Ostergeschenke. Jule klingelte an der Haustür und Marie öffnete sie. „Ah, komm rein. Evi hat eine Überraschung!“ meinte sie. Jule hängte ihre Jacke an einen Haken und folgte Marie in die Küche. Dort saß Evi bereits auf einem Stuhl und verkündete stolz: „Wir machen eine Osterwette!“ das war beziehungsweise eine Mutprobe vor Ostern. Jule und Marie waren sofort einverstanden und Evi sagte: „Ich muss versuchen meine nächste Französisch-Arbeit ja nicht zu versammeln, während Marie bei unserer Mutter an der Nähmaschine versuchen muss zu nähen und du Jule musst versuchen eine

Burg zu malen. Das war klar dass genau Jule malen musste denn das war gar nicht ihre Stärke. Jule seufzte: „Muss das wirklich sein?“ „klar!“ riefen Evi und Marie.

„Na gut, abgemacht. Was gebt ihr wenn ihr verliert?“ fragte Jule. „Wir geben fünf Euro.“ bestimmte Evi. „Was gibst du Jule?“ fragte Marie. „Zwei Erdbeermuffins!“ meinte Jule. Damit war alles geborgt und Jule ging nach Hause. Auf dem Heimweg grübelte Jule. Wie sollte sie bitteschön eine Burg malen wenn sie nicht einmal wusste wie das ging? Da fiel ihr das Kellerverlies der nahegelegenen Burg Schönfels ein. Man brauchte von dem Mehrfamilienhaus in dem sie wohnte nur eine Straße weiter aufs Land und einen Hügel rauf klettern. Dann lag die Burg schon vor ihr.

Jule überlegte nicht lange. Sie flitzte nach Hause holte ihre Taschenlampe und ein Notizblock sowie einen Stift und nahm sich einen Apfel dann eilte sie los und kam schon eine halbe Stunde später in der Burg an. Jule prüfte ob niemand da war. Dann stieg Jule ins Verlies. Das war ja die reinste Mutprobe! Was wenn hier Gespenster lebten? Jule knipste ihre Taschenlampe an. Besser sie sah etwas.



Jule lief los. Bald wurde sie fündig. In einem kleinen Raum waren viele Gemälde von Burgen. Jule war so ins zeichnen vertieft dass Jule nicht merkte wie der Riegel der Tür leise vorgeschoben wurde. Jule erschrak. Das ging nicht mit rechten dingen zu. Sie rüttelte an der Tür. Vergeblich. Da fiel Jule ihre Hadrspange ein. Hastig zog sie die Spange aus und steckte sie ins Schlüsselloch. Tatsächlich! Das eiserne Türschloss knackte! Jule sah sich leise um. keine Menschenseele weit und breit. Das war bestimmt nur der Wind. Schnell rannte Jule aus der Burg.

Am Oster Samstag trafen sich die Freundinnen in ihrem Lieblings-Café Kakao-Mühle. Sie bestellten sich dampfende Becher mit heißem Tee. Marie und Jule schlürften noch ihren Tee, als Evi fragte: "Wollen wir jetzt nicht die Wette auflösen?" "Ja, klar!" riefen Jule und Marie. Evi zog aus ihrem Rucksack ihr Französisch-Heft und zeigte es Marie und Jule. Da stand doch tatsächlich eine glatte zwei. Marie präsentierte ihr Werk das sie an der Nähmaschine vollbracht hatte und Jule zeigte ihr Bild. Sie hatte es noch eingeramt. Das sah wunderschön aus.



# Die Geschichte von Mut

von Katarzyna Grudzinska

»Die Angst zu bekämpfen nennen wir Mut, wenn aber die Bedrohung ganz groß ist, dann ist es Heldenmut.«

Antoni Kepinski (1918 – 1972), polnischer Psychiater

Wie oft hat sie gedacht, sie wird das nicht mehr schaffen? Bestimmt tausendmal... Das alles musste einfach zu groß für so eine zierliche Person gewesen sein. Es kam aber zum Glück nicht auf die Körpergröße an, sondern auf den Überlebenswillen, die Körperkraft, etwas Glück – so wie das Leben halt ist und... die Liebe.

Das ist eine wahre Geschichte von einer Frau, die ich nie persönlich kennengelernt habe, die mich aber bis heute inspiriert. Von ihr habe ich nie genug: »Kannst du mir die Geschichte von deiner Tante Jana erzählen?«, frage ich immer wieder meine Schwiegermama, und dann tauchen wir beide in die Welt von dem brutalen Krieg, dem eisigen Gulag und der großen Gefühle ein.

Sie war nicht mal 20, und der Zweite Weltkrieg tobte verheerend schon das vierte Jahr in Polen, als sie in Tarnopol (damals gehörte die Stadt zu Polen) mit dem Ausdrucken und Verteilen von illegalen Flugblättern anfang. Als Mitglied der polnischen Widerstands- und Militärorganisation *Armia Krajowa*, (kurz AK; im Deutschen meist als *polnische Heimatarmee* bezeichnet) war sie sich bewusst, wie gefährlich das war, was sie tat. Im März 1944 wurde sie dann von dem geheimpolizeilichen Apparat der Sowjetunion (NKWD) verhaftet und zu zehn Jahren Gefangenschaft verurteilt.

Jana kam durch vier Gefängnisse immer tiefer und tiefer in die Sowjetunion, bis sie im September 1944 erfuhr, dass sie in den Gulag geschickt wird.

Sie landete in einer Haferstadt im fernen Osten der UdSSR – Nachodka, über zehntausend Kilometer von zu Hause entfernt – an der Nachodka-Bucht des Japanischen Meeres.

Kalt war der Winter im Jahre 1944. In fernen Osten sind die Winter doch immer kalt... Sie war eine von den vielen Gefangenen, die im Dezember 1944 auf das Schiff »Artyka« nach Magadan einstiegen. Im Laderaum, dort wo die Menschen waren, gab es kein Trinkwasser, nur Kälte und Stickluft, denn viele bekamen durch den Sturm die Seekrankheit und kotzten sich buchstäblich die Seelen aus dem Leib.

Die Fahrt war wie eine natürliche Selektion – die, die noch lebend und aus eigener Kraft vom Schiff am eisigen Land Sibirien ausstiegen, eigneten sich für die harte, unmenschliche Arbeit, die auf sie wartete. Das Ziel war einer der unzähligen Arbeitslager im System des Gulags im Kolymagebiet. Hätte sie gewusst, dass sie dort, im Norden Sibiriens – in Sussuman, etwa 650 km von Magadan – und unter solchen Umständen die Liebe ihres Lebens kennenlernen würde, wäre sie vielleicht etwas hoffungsvoller gewesen...

Das, was die Menschen dort erlebten, kann man nicht wirklich in Worte fassen. Es finden sich zwar sicher nutzbare Begriffe, die die Bedingungen beschreiben könnten, aber das Gefühl der ständigen Angst, des ständigen Hungers und der ständigen Kälte kennen nur die Überlebenden. Überall war der Geruch des Todes ihrer Mitgefangenen anwesend. Tagein und tagaus – Zwangsarbeit, oft sinnlos. Nach Wochen verlor man nicht nur das Gefühl der Hoffnung, sondern auch das Gefühl, ein Mensch zu sein, für den irgendwelche Normen gelten. Oft war die Gefühllosigkeit die Rettung zu überleben, denn »die Arbeit und der Tod wurden zu Synonymen.«

Aber die Tante Jana gab nicht auf. Aus den alten Decken nähte sie Handschuhe und Mützen, um dem eiskalten Sibirien jeden Tag zu Diensten zu sein. Sie traf auf gute Menschen, die ihr Essen gaben. Die Polarlichter am sibirischen Nachthimmel ließen sie für einen Augenblick die harte Realität vergessen.

Eines Tages im Jahr 1946 besuchte eine Musikbrigade ihren Gulag. Es stand vor ihr ein junger, schlanker Mann mit dem Cello, der ihr bekannt vorkam. Es war Dodek, wie ihn später die ganze Familie nannte. Dieselbe Stadt, in der sie ihre Kindheit in Polen verbracht hatten, der gemeinsame Bekanntenkreis und sogar dieselbe besuchte Grundschule! Konnte das überhaupt sein?

Ja, das war es, und auf einmal war es noch etwas – die Liebe auf den ersten Blick. Die Liebe, die den Beiden ermöglichte, den Gulag zu überleben, brachte das Paar ins Jahr 1953, in dem Stalin starb.

Jana wurde aus ihrem Arbeitslager entlassen, trotzdem blieb sie als verbannt. Sie und Dodek durften Sussuman nicht verlassen. Jana fand dort eine anständige Arbeit in der Gartenbau-Zentrale. Sie mieteten eine kleine Wohnung, und im Jahr 1954 heirateten sie.

Damit war aber die Geschichte nicht zu Ende. Jana bekam eine offizielle Erlaubnis, an einer Gartenmesse in Moskau teilzunehmen. Dort angelangt, schmiedete sie einen Plan, zu ihrer Familie nach Polen zu fahren, flüchtete deswegen aus Moskau und suchte in ihrer Heimatstadt nach ihren Eltern. Leider vergeblich, denn sie waren umgesiedelt worden. Sie ließ einen Brief bei einer alten Nachbarin mit der Bitte um einen Kontaktversuch ihrer und Dodeks Familie. Danach musste sie nach Moskau, da ihre illegale Tat von den Russen entdeckt worden war, weswegen ihr Mann ins Gefängnis kam.



Ohne finanzielle Unterstützung brauchte sie ein halbes Jahr, bis sie endlich in Sussuman ankam. Ihr mutiger Ausflug nach Polen lohnte sich, da der Versuch, mit ihrer und Dodeks Familie Kontakt aufzunehmen, gelang. Es dauerte aber noch zwei Jahre, bis sie nach Polen zurückdurften.

Auf dem langen, dreimonatigen Rückweg waren sie nicht mehr zu zweit, denn in Jana tobte ein neues Leben. Hochschwanger begrüßte sie im Dezember mit ihrem Mann, ein geliebtes und vertrautes, aber seit Jahren nicht gesehenes Land. Sie durften Weihnachten mit ihren Familien feiern, und am zweiten Tag des Jahres 1956 kam ihre Tochter auf die Welt. Zwei Jahre später bekamen sie einen Sohn.

Für Tante Jana war nichts unmöglich, mit 68 machte sie einen Führerschein und war immer der Meinung, es ist nie zu spät, etwas Neues anzufangen. Wenn sich Jana und Dodek zu Hause stritten, klagte sie: »Und ich Dumme wollte durch das ganze Asien zu dir zurück!«

Sie waren aber ein gutes Ehepaar bis zu ihrem Lebensende. Tante Jana starb 2008, ihr Ehemann zwei Jahre zuvor. Ihre Tochter kenne ich gut, sie ist eine starke Frau – wie das Klima auf Sibirien, gleichzeitig aber liebenswert und warm – wie der russische Tschai.

Tante Jana, auf diese Weise bist du mir ins Herz gewachsen. Wir werden dich nie vergessen. Dein Leben gibt uns Mut und zeigt, dass man die Hoffnung nie aufgeben darf.

Danke dir.

**Katarzyna Grudzinska, Schönaich  
Jahrgang 1977**

—  
*Makel*

von Michelle Khanh Phan



Für meine Eltern bin ich der perfekte Sohn. Perfektes Aussehen. Perfekt in allem, was ich tue. Perfekt in jeglicher Hinsicht. Wenn es bloß nicht diesen Makel gäbe.

Dieser Makel, von dem nur ich weiß. Der mich schon begleitet, seitdem ich kein Kind mehr bin.

Ich bleibe abrupt stehen, höre, wie mein Herz gegen meinen Brustkorb hämmert. *Bumm bumm, bumm bumm, bumm bumm*. Dieses Mal genau wie die anderen Male, wenn dieselben Fragen in meinem Kopf auftauchen.

Warum das Geheimnis lüften? Warum Mama davon erzählen? Warum ihr Bild von mir so schlagartig ändern?

*Weil ich dieses Versteckspiel nicht mehr aushalte.* Ich kann nicht mehr unter dieser Maske leben. Das bin nicht ich. Der Makel – er gehört zu mir.

Das bin ich: der unperfekte Sohn.

Ich setze meinen Weg fort. Laufe gedankenversunken den gewohnten Weg. Instinktiv leiten mich meine Beine in Richtung des Hauses meiner Familie – die jetzt nur noch aus meiner Mutter besteht.

Ich weiß noch, wie Papa zu mir aufsah, als er im Sterben lag – Schilddrüsenkrebs: Seine von Erschöpfung gezeichneten Augen leuchteten, und er blickte mich so erwartungsvoll an, dass es wehtat: »Mein Sohn, ich bin so stolz, dein Vater zu sein, so stolz.« Dabei drückte er mit seiner letzten Kraft meine Hand. »Du bist das Beste, was uns passiert ist. Du machst uns jeden Tag glücklich. Ich bin so unglaublich stolz auf dich. Auf alles, was du geleistet hast. Ich weiß, dass du unseren Familiennamen wunderbar weiterführen wirst.«

Alles in mir zog sich zusammen. Wie jedes Mal, wenn er das Thema ansprach. Ich umfasste seine

kraftlose Hand mit der meinen, setzte an: »Papa ... ich ... ich muss dir noch etwas sagen.« Doch als sich unsere Blicke trafen, konnte ich ihm nicht seine letzte Hoffnung nehmen.

Selbst wenn sie falsch war.

»Ich ... wollte bloß sagen, dass ich dich für immer lieben werde.« Rasch umarmte ich ihn, damit er nicht bemerkte, wie schlecht, wie *feige* ich mich fühlte, dass ich ihm nicht einmal in seinen letzten Stunden die Wahrheit sagen konnte.

Ich habe erneut Wurzeln geschlagen. Wie hätte Papa wohl reagiert, wenn ich es ihm gesagt hätte? Wäre er immer noch so *unglaublich stolz* auf mich? Hätte sich etwas an seinem Blick verändert? Ich werde es nie wissen.

Ich setze meinen Weg fort.

Heute wird das Versteckspiel ein Ende haben.

Heute muss das Versteckspiel ein Ende haben.

*Du bist ihr eigen Fleisch und Blut. Mama hat ein Recht darauf, es zu erfahren.*

Und auch zu erfahren, dass ihr Sohn sie jahrelang getäuscht hat.

Eine dreiköpfige Familie kommt mir entgegen.

»Ach schau doch, Schatz, wie süß das kleine Kind ist«, würde Mama jetzt sagen. »Ich kann es kaum erwarten, bis du mit deiner Frau nach Hause kommst – und bis ich endlich mein Enkelkind auf dem Arm halte.« Den letzten Satz würde sie schmunzelnd mit einem Augenzwinkern hinzufügen. Und ich würde einfach bloß lächeln, nicken und versuchen, ein anderes Thema anzusprechen, wohl wissend, dass Mamas Wunsch nie erfüllt werden kann.

Wie wird sie wohl reagieren? Was wird wohl in ihr vorgehen, wenn alles, was sie sich erträumt hat, mit einem Schlag vernichtet wird? Wird sie sich

---

selbst die Schuld geben und mich mit tränengefüllten Augen fragen: »Was habe ich falsch gemacht?«  
Nein, das sollte sie nicht. Das *darf* sie nicht. Nicht sie hat Fehler gemacht – sondern ich.

Ich selbst bin der Fehler.

Ich habe noch nie solche Angst gehabt. Selbst nicht, als man mich wegen einer Verletzung operieren musste, bei der eine 80%ige Chance auf Lähmung bestand.

Ich habe Angst davor, wie der Makel die Beziehung zwischen mir und Mama verändern wird.

Ich habe Angst vor ihrer Reaktion. Ihrer Enttäuschung. Ihrem Schmerz.

Am Abend nach Papas Beerdigung saß ich auf dem Sofa, traurig und niedergeschlagen, weil ich nicht den Mut gehabt hatte, meinem Vater die Wahrheit zu sagen. Da kam meine Mutter, umarmte mich, wiegte mich in ihren Armen, so wie sie es früher, als ich noch ein Kind war, immer getan hatte, und flüsterte dabei: »Wir haben jetzt nur noch uns zwei. Und gerade deswegen müssen wir stärker zusammenhalten als jemals zuvor...«



*Und uns stets die Wahrheit anvertrauen, fügte ich in Gedanken hinzu.*

»... weil wir nur noch zu zweit sind. Mein Schatz, du bist alles, was ich noch habe.« Und plötzlich, auf einen Schlag, brach sie in Tränen aus, so bitterlich, wie ich es noch nie gesehen hatte. Und genau in diesem Moment wurde mir klar, dass ich es kein zweites Mal ertragen würde, sie so weinen zu sehen, ebenso wie ihr schwächerer Körper dieses schmerzvolle Schluchzen nicht noch einmal durchstehen würde.

Ich zweifle nicht an Mamas Liebe. Ich weiß, der Makel wird sie nicht zerstören. Doch ich fürchte, der Makel wird das Leben, das sich Mama nach Papas Tod aus den tausenden Scherben wieder aufgebaut hat, erneut grausam zerreißen.

Und dennoch, heute muss es ein Ende haben. Heute endet es. Sie wird die Erste sein, die es erfährt.

Als ich aus der unaufhaltsamen Strömung meiner Gedanken wieder auftauche, stehe ich plötzlich vor ihrer Haustür. Jetzt oder nie.

Ich hole tief Luft und drücke auf die Klingel. *Kling kling!*, ertönt es leicht. Als wäre dies ein ganz normaler Besuch so wie jedes Wochenende.

Nicht einmal ein paar Sekunden später wird der Schlüssel gedreht und das vor Freude rötlich getönte Gesicht meiner Mutter erscheint.

»Hallo mein Schatz.«

»Hallo Mama.« Sie kommt auf mich zu und nimmt mich wie jedes Mal in ihre Arme.

Irgendetwas an meiner Haltung muss ihr verraten haben, dass etwas nicht stimmt, denn sie löst sich von mir und nimmt mich in Augenschein, während sie mit ihrer Hand zärtlich meine Wange entlangfährt. Ich versuche ein Lächeln aufzusetzen, jedoch wohl wissend, dass ich meine Mutter heute nicht mehr täuschen kann. Diese Kraft habe ich nicht mehr.

»Was ist los, mein Schatz?« Sie blickt mir besorgt ins Gesicht.

Ich schüttele leicht den Kopf, trete wortlos ein, schlüpfe aus meinen Schuhen und nehme die Hand meiner Mutter. Führe sie an den Esstisch, an dem wir damals zu dritt saßen. An dem meine Eltern stets vor ihren Freunden stolz von ihrem ach-so-tollen Sohn erzählten – der ihnen diese Perfektheit nur vorgespielt hatte.

Wir setzen uns hin.

Ich spüre, wie ihr sorgenvoller Blick versucht, in mich hinein zu dringen.

Und wie er abermals an dieser Wand scheitert, die ich so mühevoll all die Jahre aufgebaut habe.

»Was ist los, mein Schatz?«, wiederholt sie zaghaft. Jetzt sind es ihre Hände, die meine umklammern und die bekannte wohltuende Wärme ausströmen, welche mich stets – vor allem und jenem – beschützt hatten.

Ausschließlich einen Feind kannten sie nicht und konnten ihn auch nicht abwehren.

Ich atme tief ein. Fühle die Angst meinen Rücken hinaufkriechen.

»Ich muss dir etwas sagen.«

Ich sehe bereits vor meinen Augen, wie ich das Herz meiner Mutter in Stücke zerreißen werde, wenn sie es erfährt.

Und dennoch bin ich heute zum ersten Mal mutig. Blicke schließlich auf.

*Angesicht zu Angesicht.*

Und lasse endlich die Wörter aus mir herausdringen – die Wörter, die schon jahrelang in mir um ihre Befreiung gekämpft haben:

»Mama, ich bin schwul.«

**Michelle Khanh Phan, Holzgerlingen  
Jahrgang 2000**

Ashra

von Ute Wennberg



Mein Name ist Ashra.  
Hier ist meine Geschichte:

Meine Mutter, meine Schwester Samira (5) und ich (13) leben in einem Flüchtlingslager auf der griechischen Insel Lesbos. Mein Vater und mein Bruder Tarek sind vor zwei Monaten im Krieg umgekommen, kurz vor unserer Flucht. Das war schrecklich!

Wir hatten hier keinen Platz in einem der Zelte bekommen, wo es etwas angenehmer und wärmer ist, und lebten unter zusammengesuchten Kartons, die wir in die Nähe von großen Steinen aufbauten, um wenigstens ein bisschen Schutz vor dem kalten Wind zu haben, aber das Schlimme war, dass sich Mama kurz vor der Ankunft hier den Fuß umgeknickt hatte und kaum gehen konnte. Ich versuchte, alles, was wir brauchten, zu organisieren, aber für ein Mädchen ist es hier schwierig, und meine Schwester war noch zu klein, um helfen zu können. Es schlichen oft ältere Jungens um unser »Kartonhäuschen« herum, so dass ich Angst hatte, zum Wasch- und Toilettencontainer zu laufen und meine kleine Schwester immer fest an die Hand nahm, wenn wir da hin mussten.

Alles wurde immer schlimmer, es gab wenig zu essen. Ganz am Anfang des Lagers war so eine Art Kiosk, wo man manchmal etwas kaufen konnte. Oft gab es aber gar nichts.

Wir hatten auch nicht viel Geld, es reichte gerade für Brot und Wasser, manchmal gekochten Reis oder etwas Gemüse. Die Kälte machte uns sehr zu schaffen, und ich fragte bei jedem Gang zum Kiosk oder dem Waschcontainer alle Leute, ob wir nicht noch einen kleinen Platz in ihrem Zelt bekommen würden. Niemand nahm uns auf, und wir waren sehr verzweifelt.

Dann kam der 23. November, ich vergesse den Tag nie:

Der frühe Abend war kalt, und es begann ein Schneesturm. Wir versuchten, uns gegenseitig warm zu halten. »Es muss doch irgendwo noch einen Platz in einem der Zelte haben«, sagte Mama immer wieder, »die Nächte werden immer kälter, mein Fuß schmerzt, und wir haben nicht mehr viel zu essen.«

Mama ist eine tapfere Frau, aber an jenem Abend konnte sie einfach nicht mehr. Sie weinte und das war schwer mit anzusehen. Als sie das letzte Mal weinte, war es, als Papa und Tarek umgebracht wurden. Sie war immer so tapfer.

Ich versuchte sie zu trösten und überlegte, was ich tun könnte. Es war mir klar, dass ich etwas tun musste, schlimmer konnte es eigentlich nicht mehr werden. Meine kleine Schwester fror und heulte auch die ganze Zeit.

Es war schon ein bisschen dunkel, der Schneesturm nahm zu, und ich hatte große Angst, doch dann nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, es half ja nichts. Ich musste etwas tun. »Ich muss noch zur Toilette«, sagte ich und stand auf. »Nein, Kind, es wird schon dunkel, da gehst du nicht mehr weg«. »Ich laufe ganz schnell, dann bin ich gleich wieder da«, sagte ich und rannte davon. Ich musste einen allerletzten Versuch starten, ehe wir erfroren, denn ich war überzeugt, dass wir diese kalte Nacht nicht überleben würden.

Ich spürte, dass mich zwei Männer verfolgten, und rannte so schnell wie ich konnte. Im Wasch- und Toilettencontainer waren zwei Frauen mit ihren Kindern. Ich sprach sie an und beide schüttelten den Kopf. »Bei uns ist es brechend voll«, sagte die eine, »bei uns auch« die andere. Sie verließen den Container. Dann kamen noch einige wenige Frauen. Alle, die ich fragte, schüttelten den Kopf.

Jetzt war es still, draußen wurde es dunkler, und ich sah auch die zwei Gestalten, die auf dem Weg herumstanden. Ich ging in die allerletzte Toilette, schloss ab. Es überkam mich ein heftiger Weinkampf. Klar, was dachte ich mir auch bloß? Dass jemand darauf wartet, uns aufzunehmen? Habe ich nicht schon genug herumgefragt, obwohl es so peinlich ist, Fremde anzusprechen? Und warum meine ich, die Situation gerade jetzt noch ändern zu können? Draußen lauern die Männer und warten wohl auf mich? Für alle diese Fragen hatte ich keine Antwort. Ich war so verzweifelt, dass ich lieber sterben würde. Ich heulte und heulte, obwohl ich es gar nicht wollte, aber die Verzweiflung war so groß.

Da klopfte es an die Toilettentür. »Wer ist da drin?« fragte eine Mädchenstimme. Sofort hörte ich auf zu weinen und war mucksmäuschenstill. »Da ist doch jemand drin«, sagte das Mädchen. »Ja, ich«, heulte ich. Ich öffnete zaghaft. Da stand ein Mädchen in meinem Alter vor mir. »O je, wie siehst du denn aus, was ist mit dir, ich heiße Enisa und du?« »Ashra«, sagte ich schluchzend. Sie sah so vertrauenswürdig aus, dass ich ihr unsere Geschichte erzählte. Ich musste aber immer wieder weinen.

»Warte hier«, sagte Enisa, nachdem sie nachgedacht hatte, »ich komme gleich wieder.« Sie verließ die Toilette und dann war es wieder still. Unheimlich still. Ich hatte Angst. Was ist, wenn sie nicht wieder kommt? Soll ich nach Hause laufen?

Aber da stand sie wieder vor mir. »Ich habe mit meinem Papa gesprochen, weißt du, er oder einer meiner Brüder begleiten uns immer, wenn jemand von der Familie in das Containerhäuschen geht und wartet, bis wir wieder rauskommen. Sie haben Angst, dass uns etwas zustoßen könnte. Also, er sagte, du,

deine Mama und die kleine Schwester sollen zu uns ins Zelt kommen. Wenn wir ein bisschen zusammerrücken, wird das schon gehen. Es fängt ja gerade an zu schneien, da erfriert ihr unter euren Kartons.«

Ungläubig schaute ich sie an und hörte sofort mit dem Weinen auf. »Ist das ehrlich gemeint?« fragte ich. Ich konnte es kaum fassen.

Wir gingen nach draußen, wo uns ein starker Eiswind ins Gesicht blies. »Das ist mein Papa«, sagte Enisa und ich konnte vor Freude kaum reden, als ich diesen lieben Mann sah. Er besprach sich mit seinen beiden Söhnen, die mithelfen sollten, meine Mama und das wenige Gepäck, das wir hatten, in ihr Zelt zu befördern.

Mama hatte sich schon ernste Sorgen gemacht, weil ich so lange nicht kam, und sie konnte das Wunder kaum begreifen. Die beiden Familien im Zelt hatten inzwischen ein bisschen Platz geschaffen, und so konnten wir in einer kleinen Ecke unsere Schlafmatten ausrollen. Es war warm und ein wunderbarer Duft nach frischem Tee zog durch das Zelt.

»Stärkt euch sich erst einmal und seid uns willkommen«, sagte Enisas Mama zu uns. »Und nachher schau ich mal den kaputten Fuß an.« Enisa setzte sich zu uns und legte den Arm um mich. Nun musste ich wieder heulen, diesmal vor Glück. Meine Mama konnte auch fast nicht sprechen. Sie sagte immer nur »danke, danke« und zu mir: »Mutige Ashra, ich hatte solche Angst um dich!«

So hatten wir doch noch Glück in unserer schlimmen Situation hier auf der Insel. Ich glaube fest daran, dass wir es noch nach Mitteleuropa schaffen.

Vielleicht haben wir noch einmal Glück!

**Ute Wennberg, Weil im Schönbuch  
Jahrgang 1942**

# Die Angst besiegt

von Eva Schneider



Das Unglück begann, als ich sechs Jahre alt war. Ich war eines der kleinsten Mädchen in unserer großen Klasse und saß, halb versteckt hinter Größeren, in der letzten Reihe. Ich meldete mich selten, nur in der Rechenstunde, denn Rechnen fiel mir leicht. Aber ich wurde fast nie aufgerufen. Bald war es mir recht, dass der Lehrer mich übersah. Denn in den Lesestunden wäre ich am liebsten vollends unsichtbar gewesen.

Anfangs war es noch nicht so schlimm. Wenn wir unsere Schiefertafeln mit lauter U oder S füllen mussten, wusste ich gut, wie so ein S oder U klingt. Aber später, als ich die verschiedenen Buchstabenklänge aneinander hängen sollte, wurde mir immer ganz schwindlig. Je mehr ich mich anstrengte, desto mehr verschwamm alles vor meinen Augen. Manchmal rauschte es so laut in meinen Ohren, dass ich nicht mehr hörte, was der Lehrer sagte.

Jetzt fehlte ich immer wieder, wegen Bauchweh oder Kopfweg. Bald standen auch im Rechenbuch ganze Sätze, Buchstabenreihen, die ich nicht verstand. Es gab kaum noch Schulstunden, vor denen ich mich nicht fürchten musste. Immer öfter kam ich jetzt zu spät. Die letzten Schritte zum Schultor fielen mir so schwer, es war, als müsste ich mich durch tiefen Schnee kämpfen. Manchmal drehte ich wieder um und ging auf einem Umweg durch einen Park zurück nach Hause. Im Park war ein kleiner Teich. Wenn ich dort saß und aufs Wasser schaute, träumte ich mich weit weg in ein anderes Leben, ein Leben ohne Buchstaben und ohne Angst.

Meiner Mutter erzählte ich nur wenig von der Schule. Wenn sie fragte, konnte ich sie schnell auf ein anderes Thema lenken. Sie hätte mir ohnehin nicht helfen können, denn sie war Griechin und konnte keine deutschen Sätze lesen. Nachdem mein Vater

uns verlassen hatte, arbeitete sie in einer lauten Fabrikhalle am Fließband. Wenn sie heimkam, legte sie sich gleich hin, so erschöpft war sie.

So kam es, dass ich die Schule vorzeitig und ohne Abschluss verließ. Meine Mutter erfuhr erst Jahre später davon, denn als ich zwölf war, verunglückte sie schwer, war viele Wochen im Krankenhaus und lange Zeit in einer Rehaklinik. Sie wurde nie mehr ganz gesund.

Früher als andere Mädchen suchte ich nach bezahlter Arbeit. Natürlich kamen nur Jobs in Frage, die nichts mit Schriftstücken zu tun hatten. Putzen zum Beispiel.

Einen Sommer lang putzte ich bei einer Frau Hartmann. Ich weiß nicht mehr, wie ich an diesen Job kam, aber ich erinnere mich noch genau, wie er endete: Eines Tages stellte sie mir ein neues Putzmittel hin und herrschte mich an: »Ab sofort nehmen Sie dieses hier! Sie müssen in zwei Durchgängen wischen, machen Sie es genau nach Gebrauchsanweisung! Steht ja alles drauf.« Dann machte sie kehrt und verschwand. »Steht ja alles drauf«, dröhnte das Echo in meinem Kopf. Ich versuchte, die richtige Dosierung durch Probieren herauszufinden. Aber mal kam mir die Brühe zu schwach, mal zu konzentriert vor, und so goss ich ab und goss ich zu, wurde immer aufgeregter, stolperte in der Hektik über eine Türschwelle und kippte dabei das Putzwasser aus. Panisch rannte ich ins Freie, fuhr nach Hause und vergrub mich in mein Bett. Stunden vergingen, in welchen ich mir immer neue Geschichten zur Entschuldigung ausdachte. Aber keine erschien mir annehmbar. Schließlich griff ich doch zum Telefon. Ich stammelte verworren in den Hörer, wie leid es mir täte. Bevor Frau Hartmann reagieren konnte, legte ich auf. Das Geld, das mir noch zugestanden hätte, war natürlich verloren.

Als ich mich wieder gefangen hatte, ging die Suche von Neuem los. Bei meiner nächsten Vorstellung gab ich vor, die deutsche Sprache nur mangelhaft zu beherrschen, so dass man annehmen sollte, dass ich nicht lesen kann. Ich sprach mit einem starken Akzent, wie ich ihn von meiner Mutter kannte, und den typischen Fehlern, wie ich sie bei ihr gehört hatte. Mein Name war ja ohnehin griechisch. Diese Verstellung half mir auch, wenn ich erfahren musste, was in einer womöglich wichtigen Mitteilung geschrieben stand. Dann sprach ich irgendeine Person auf der Straße oder in einem Kaufhaus an, irgendjemand, der einen hilfsbereiten Eindruck auf mich machte. Mit starkem Akzent bat ich darum, mir das Schreiben vorzulesen. Manche Menschen halfen mir dann sogar noch weiter. Dann schämte ich mich für meine Unehrllichkeit.

Einmal wagte ich es, in einer Gärtnerei zu fragen, ob sie eine Aushilfe brauchten, diesmal in meiner echten deutschen Sprache. Ich hatte Glück und durfte einfache Arbeiten übernehmen. Ich machte mir



Schreiben können – für viele keine Selbstverständlichkeit.

einen genauen Plan, wie ich gefährliche Situationen überstehen konnte. Wenn ein Kunde etwas bestellte, was ich notieren sollte, deutete ich auf bereitliegendes Schreibzeug mit dem Hinweis auf meine gerade ganz schmutzigen Hände. Ich konnte sie dann sogar vorzeigen, denn unter dem Ladentisch war ein Fach, in welchem ich eine Schale mit feuchter Erde versteckt hatte. Dort konnte ich unauffällig die Hände eintauchen.

Doch wenn das Telefon klingelte, fing mein Herz an zu rasen. NICHT abnehmen! Bestimmt würde jemand eine Bestellung aufgeben wollen, die ich dann notieren müsste. Anfangs hatte ich tatsächlich einmal den Fehler gemacht, abzuheben. Anschließend lernte ich die Bestellung im Stillen auswendig: »Eine Schale mit Hornveilchen, Narzissen und Belli, etwa 30 Mark.« Mit der Zeit fiel meiner Chefin auf, dass ich nie ans Telefon ging. Eines Morgens empfing sie mich mit einem wütenden Wortschwall: Meinetwegen sei ein guter Auftrag flöten gegangen, der Blumenschmuck für eine Hochzeit. Sehr viel Geld sei den Bach runter geflossen. Und was ich dazu zu sagen hätte. Nichts, gar nichts konnte ich sagen. Stumm band ich die Schürze ab und legte sie auf den Ladentisch. »Ich kündige«, brachte ich gerade noch hervor, dann zog ich die Tür hinter mir zu und lief heulend davon.

Weil ich so viele Gefahren vermeiden musste, lebte ich sehr zurückgezogen, fast anonym, in einem großen Wohnklotz. Auf der Straße fühlte ich mich manchmal taxiert von den Blicken junger Männer. Es kam vor, dass ich gefiel – aber die hatten ja keine Ahnung, wer ich wirklich war. Nein, ich konnte keinen Kontakt zulassen, schon gar nicht, wenn auch mir einer besonders gefiel. Bis zu dem Tag, an dem ich mich verliebte.

*Be you – manchmal ist es  
das Mutigste, man selbst zu sein*

von Manuela Ulrich, Pellendorf/Österreich



Es war an einem Sonntag im Museum. Ich hatte lange vor einem Bild mit einem stillen See gestanden, als hinter mir eine Stimme fragte: »Und? Was denken Sie darüber?« Als ich mich umwandte und in sein Gesicht sah, da ist es wohl passiert. Jedenfalls gingen wir dann zu zweit weiter von Gemälde zu Gemälde, redeten ununterbrochen und vergaßen darüber ganz die Zeit. Bis die Aufsicht uns aufforderte, das Museum zu verlassen, man wolle schließen. Statt meinen Abschiedsgruß zu erwidern fragte er leichthin: »Wollen wir nicht noch zusammen was essen gehen?« Ich erschrak furchtbar und wollte schon Nein sagen. Aber auf einmal stieg eine Kraft in mir auf, die mir selbst ganz neu war, und ich hörte mich mit fester Stimme sagen: »Wenn du mir die Speisekarte vorliest, dann ja. Ich bin nämlich Analphabetin.« Eine Stille legte sich zwischen uns, schwer wie Blei, und ich war gefasst auf das Schlimmste. Doch dann erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht: »Einverstanden, unter einer Bedingung: Du meldest dich für einen Schreib- und Lesekurs an, ich begleite dich.«

Wir gingen schon am nächsten Tag, er und ich: Christoph, der mich an die Hand nahm, und Elena, die Analphabetin.

An diesem Tag, der nun Jahrzehnte zurück liegt, hat für mich ein neues Leben begonnen. Heute sind meine Bücher meine größten Schätze. Lesen, eintauchen zu können in andere Welten – welch ein Reichtum, welch ein Glück.

**Eva Schneider, Magstadt**  
Jahrgang 1950

Schon zehn Minuten stehe ich vor der breiten, dunkelbraunen Holzeingangstüre und kann mich nicht überwinden, hinein zu gehen. So friedlich und ruhig wirkt das Landhaus, umringt von seinem wunderschön gepflegten Garten hier mitten im Mai. Es ist ein riesengroßes Anwesen, das schon seit mehr als zweihundert Jahren in unserem Familienbesitz ist. Hier wurde ich traditionell und sehr altmodisch großgezogen, ja, ich war immer der Junge aus »Gutem Hause«.

»Warum hast du Marissa nicht mitgebracht?«

Marissa, der Traum jeder Schwiegermutter; mit ihren adeligen Wurzeln und ihrem tadellosen Benehmen war auch mein Vater mehr als begeistert von ihr.

»Marissa kommt nicht«, sage ich kühl. An meiner ernsten Miene erkennen beide, dass sie wohl nie mehr kommen würde.

»Das tut mir leid mein Sohn, du findest schon noch die Richtige!«, meine Mutter schenkt mir einen mitfühlenden Blick. Auf dem Gesicht meines Vaters erscheint sofort dieser vorwurfsvolle Ausdruck, den ich so gut kenne.

Ich sehe die beiden lange an: Tränen laufen mir über das Gesicht, der Kloß in meinem Hals wird immer größer.

»Ich werde nie die Richtige finden und niemals mit einer Frau glücklich sein.«

Eine lange Pause. Die kommenden Worte kann ich nur mehr mit gebrochener Stimme sagen. Schon viel zu lange wollen sie ausgesprochen werden und werden immer wieder hinuntergeschluckt und verdrängt. »Ich stehe auf Männer«, bringe ich hervor; bevor ich völlig zusammenbreche.

Von nun an werde ich mich nie wieder verstellen oder versuchen, jemand zu sein, der ich nicht bin. Wir haben uns nicht ausgesucht, wer wir sind, wie wir aussehen, was unsere Herkunft ist oder wen wir lieben.

# Mutgeschichte

von Beate Huhn



»Wolfgang: drei, Brigitte: zwei bis drei, Günther: vier minus, Monika: eins – sehr schöne Leistung.«

Herr Hartmann, der Klassenlehrer, reicht Monika das Arbeitsheft, und Monikas Wangen glühen vor Stolz. Das ist schon die zweite »eins« in Rechnen in diesem Halbjahr.

Nach dem Unterricht nimmt Herr Hartmann Monika zur Seite. »Du solltest Dir überlegen, ob Du nach diesem Schuljahr vielleicht auf eine weiterführende Schule, also aufs Gymnasium gehen willst? Das Zeug dazu hast du.«

»Oh«, Monika wird ganz verlegen. »Das geht nicht. Dann muss ich ja in die Stadt fahren; das Fahrgeld und die Schulbücher – was das alles kostet! Und außerdem wollen meine Eltern, dass ich Friseurin lerne.«

»Schick doch deine Eltern einfach mal bei mir vorbei«, meint Herr Hartmann, und Monika geht verwirrt nach Hause.

Es ist das Jahr 1958 und Monika lebt in einem kleinen Dorf an der Mosel. Natürlich weiß sie, dass es eine »höhere Schule« gibt, wo man Abitur machen kann, um dann zu studieren. Bisher lag dieser Weg jedoch für sie jenseits aller Vorstellungen, und außer dem Pfarrer und dem Lehrer kennt sie niemanden, der das geschafft hat.

Am Nachmittag berichtet sie ihrer besten Freundin Gabi von dem Gespräch mit Herrn Hartmann. Diese ist entsetzt: »Das kannst Du doch nicht machen!« Gabi schießen Tränen in die Augen. »Und was wird dann aus mir?« schluchzt sie. Monika legt ihr den Arm um die Schulter und beruhigt sie: »Wir bleiben doch trotzdem Freundinnen.«

Zuhause erzählt Monika zunächst nichts. Bei ihrem nächsten Besuch in der Pfarrbücherei klopft sie am Büro des Pastors, um sich bei ihm ein bisschen genauer über seine Schul- und Studienzeiten zu erkundigen, Monika geht oft in die Bücherei. Sie liest gerne

und besonders die Berichte über ferne Länder, in denen man eine andere Sprache spricht, faszinieren sie. Der Pastor, der natürlich sofort den Grund für Monikas Fragen ahnt, gibt bereitwillig Auskunft und bestärkt sie in ihrem Wunsch mehr zu lernen, als in der Volksschule möglich ist.

Als einige Tage später Herr Hartmann Monika an das Gespräch mit den Eltern erinnert, fasst sie sich endlich ein Herz und richtet der Mutter aus, dass der Klassenlehrer sie sprechen möchte. Die Mutter ist verwundert: »Was soll das denn? Du bist doch eine gute Schülerin!« »Eben darum«, sagt Monika.

Wütend kommen die Eltern von dem Termin mit dem Lehrer zurück. »Das kommt gar nicht in die Tüte«, schimpft der Vater. »Du willst wohl was Besseres sein? Nichts da, die Schule wird so schnell wie möglich fertig gemacht und dann wird was Gescheites gelernt!« »Aber«, versucht Monika einzuwenden, doch sie kommt nicht zu Wort. »Willst Du etwa jeden Tag allein mit dem Zug in die Stadt fahren, allein in eine fremde Schule gehen, in der du niemanden kennst?«

Das ist allerdings ein starkes Argument, und in Monika kommen leise Zweifel auf. Aber der Gedanke an die höhere Schule lässt sie nicht mehr los. Immer wieder spricht sie die Eltern darauf an, bittet und bittelt, bis diese schließlich nachgeben.

»Also gut, wenn Du es Dir zutraust, dann wollen wir es versuchen. Helfen können wir Dir aber nicht, und Nachhilfestunden gibt es auch nicht.«

Am Einschulungstag begleiten die Eltern Monika. Die Fahrt mit Bahn und Bus in die Stadt und zur Schule, die große Aula mit den vielen Menschen, die Begrüßungsansprache des Direktors – alles rauscht wie im Traum an Monika vorüber.

Es gibt drei Parallelklassen. Monika kommt in die »B«. Der Klassenlehrer heißt Herr Schneider und wird Deutsch unterrichten.

---

Am nächsten Morgen steht sie dann mit drei Klassenkameraden aus der Volksschule am Bahnhof ihres Heimatortes. Einer der Mitschüler besucht das Jungengymnasium in der Stadt, die beiden anderen Jungen die Mittelschule. In der Stadt angekommen, trennen sich ihre Wege, und Monika besteigt den Bus zu ihrer Schule.

Da steht sie nun vor dem großen Gebäude und fühlt sich, trotz der vielen Kinder, die durch das Tor in das Innere der Schule strömen, mutterseelenallein. Selbstvertrauen und Zuversicht haben sie verlassen. Am liebsten würde sie umdrehen und so schnell wie möglich zurück zum Bahnhof und nach Hause fahren.

Ein Mädchen, das ebenso hilflos wirkt wie Monika, spricht sie an. »Ich glaube, Du bist in meiner Klasse, in der 5B.« »Ja«, sagt Monika und ist ein bisschen erleichtert. Gemeinsam machen sie sich auf die Suche nach ihrem Klassenzimmer, und bald stehen sie vor der Tür der 5B. Drinnen sitzen bereits einige Mädchen in den Bänken, andere toben herum und benehmen sich, als sei ihnen die neue Umgebung schon vertraut.

Monika und ihre Begleiterin setzen sich schüchtern nebeneinander in eine Bank in der ersten Reihe. Herr Schneider betritt den Raum.

»Ruhe, hinsetzen!« Der erste Schultag beginnt. Sie bekommen ihren Stundenplan mit den für Monika neuen Fächern Englisch, Biologie und Erdkunde. In jedem Fach wird sie einen anderen Lehrer haben.

Aber alles entwickelt sich anders, als Monika es sich vorgestellt hat: Die Fremdsprache, auf die sich so gefreut hat, fällt ihr schwer, ihre Noten sind längst nicht mehr so gut wie früher, in Mathe hat sie schon zweimal eine vier geschrieben, und zu ihren Mitschülerinnen, die alle aus der Stadt sind, findet sie kaum Kontakt. Monika ist todunglücklich und fragt sich immer wieder, ob die Entscheidung, aufs Gymnasium zu wechseln, wirklich richtig war.

Die Eltern spüren natürlich, dass ihre Tochter leidet und sprechen sie nach einiger Zeit darauf an.

»Monika, es war in Ordnung, dass du das mit dem Gymnasium versucht hast, aber wenn es dir dabei nicht gut geht, ist es auch nicht schlimm, wenn es nicht klappt. Dann gehst du doch zu Renate in den Friseursalon.«

Mehrere Tage ringt Monika mit sich. Aber sie will nicht aufgeben. Vielleicht muss ich mutiger im Unterricht sein, denkt sie: fragen, wenn ich etwas nicht verstehe, mich melden, auch wenn ich nicht ganz sicher bin, dass meine Antwort richtig ist; und meinen Klassenkameradinnen gegenüber darf ich nicht mehr so schüchtern sein.

Mit dieser neu gewonnenen Einstellung fällt ihr die Eingewöhnung langsam leichter. Bald stellen sich die ersten Erfolge ein: eine zwei in Englisch und eine drei-plus in Mathe. Zwischen ihr und ihrer Nebensitzerin entwickelt sich eine feste Freundschaft, und auch mit den anderen Mitschülerinnen versteht sie sich allmählich besser. Irgendwann macht die Schule dann sogar richtig Spaß.

Die Jahre verfliegen. Monika hat einen festen Platz in der Klassengemeinschaft und in der Schule. Sie eine gute Sportlerin und hat schon in einigen Wettbewerben Punkte für die Schule geholt. Ihre anfänglichen Mitfahrer aus der Volksschule haben längst aufgegeben. Inzwischen sitzen Schüler aus jüngeren Jahrgängen mit ihr im Zug.

Nach neun Jahren macht Monika ein gutes Abitur, studiert und wird Ärztin. Ihre Eltern sind stolz auf sie und sie ist glücklich, dass sie den Mut hatte, alleine, als Mädchen, aus einem kleinen Dorf, auf die höhere Schule in der Stadt zu gehen.

**Beate Huhn, Weissach, Jahrgang 1954**

# Ein schwerer Schritt über den Ozean

von Minh Ong



Es regnete draußen wie aus Kübeln. Nach einem langen Arbeitstag krepelte ich meine Ärmel hoch, ging in die Küche und wollte gerade eine schöne, kraftvolle Suppe aus Hühnchen und Gemüse kochen, als plötzlich meine 15-jährige Tochter Mila, fast in Panik, in die Küche rannte.

»Mama«, rief sie ganz laut und zitterte, »in zwei Tagen ist es soweit, da geht mein Flug nach Amerika, ich werde für ein Jahr die High School besuchen, weit weg von Zuhause...« Dann machte sie eine kleine Unterbrechung: „Ich weiß jetzt nicht, ob ich die Reise antreten soll, ich habe voll Angst!“

Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich sagen sollte, und war sprachlos. Meine Mila hatte fast ein Jahr zuvor keine Mühe gescheut, sich gründlich auf Amerika vorzubereiten. Sie hatte eine sehr schöne, ausführliche Bewerbungsmappe zusammengestellt und fleißig gelernt für die Prüfung, um das Stipendium für die High-School-Gebühr zu beantragen und sie auch bekommen. Dann war sie allein in der amerikanischen Botschaft in München beim Interview. All das hatte sie mit Bravour geschafft und wollte nun alles wegwerfen?

Die Situation war brenzlich, ich machte den Herd aus, bat meine Tochter im Wohnzimmer Platz zu nehmen und fing leise an:

»Nun muss ich dir meine Geschichte erzählen:

Als ich so alt war wie du, gab es Krieg in Vietnam, deine Großeltern sahen keine Zukunft für uns Kinder, wir hatten kaum Reis zu essen, lebten in Angst um unsere Existenz. Eines Tages sagte unsere Mutter zu uns fünf Kindern: »Ihr müsst flüchten mit dem Boot, euer Onkel ist mit seiner ganzen Familie auch dabei, er wird sich um euch kümmern.« Still und leise sollten wir in der Nacht schnell verschwinden, bevor irgendjemand davon Wind bekam.

Mit einem winzigen Ruderboot ruderten wir vom Ufer des Mekong bis zur Küstenstadt Rach Gia und dann weiter mit einem größeren Boot. Auf dem Boot waren noch andere Menschen, ich war total verwirrt vor lauter Angst. Die Erwachsenen befahlen uns, unsere Schuhe ins Meer zu werfen, damit die Seewächter denken sollten, wir wären ertrunken.

Kaum saßen wir im Boot, mussten wir umsteigen auf ein Fischerboot und sollten in Windeseile von Deck. Wir sahen unten noch viele andere Menschen, die wie Sardinen in der Büchse gequetscht wurden. Wir sollten auch eng nebeneinander hocken und keinen Ton sagen. Die Zeit verging irgendwie nicht, ich konnte kein Auge zu machen und hatte Todesangst.

Irgendwann am nächsten Tag machten die Fischer die Türklappe zum Deck auf, und ich konnte eine Prise frische Luft atmen. »Wir haben es geschafft,« rief der Kapitän. Wir hatten die vietnamesische Meeresgrenze überschritten und waren auf dem südchinesische Meer mit dem Ziel, heil in Malaysia in irgendeinem Flüchtlingslager anzukommen. Ich war sehr erleichtert nach dieser Ankündigung und checkte dann die Lage: Ich konnte nicht glauben, dass fast 100 Menschen auf dem Fischerboot waren, das Boot war geschätzt 15 Meter mal 5 Meter groß, wir konnten uns einigermassen umdrehen, aber zum Liegen gab es keinen Platz, und wir schliefen in der Nacht in

Sitzposition. So verging die erste Nacht auf dem Meer. Am nächsten Tag sah ich weit und breit nichts, die Zeit war endlos lang. Dann habe ich festgestellt, dass ich meine Tage hatte, hatte aber keine Binde oder Ähnliches mitgenommen. Ich habe einfach Klo-papier genommen und mir notdürftig damit gehol-fen. Dann wusste ich aber nicht, wohin damit, denn ich habe mich irgendwie geschämt. So habe ich es einfach in einem unbeobachteten Moment einfach ins Meer geworfen, ohne mir darüber irgendwelche Gedanken zu machen.

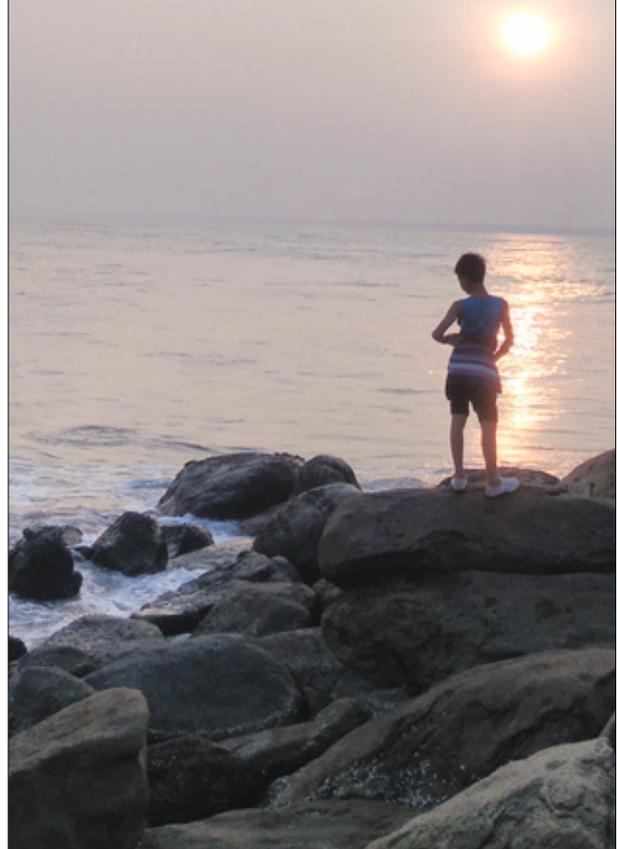
Meine naive Tat hatte schwere Folgen. Unmittel-bar danach kamen die Haie, alle Menschen an Bord bekamen Panik. Die Haie waren hinter uns her, wir konnten nur Räucherstäbchen anzünden und Mant-ren sprechen und beten. Es hat tatsächlich geholfen. Keiner konnte sich erklären, warum die Haie hinter uns her waren, außer mir.

Wir haben gar nicht mal lange geschrien, im Nu kamen zehn riesige Kriegsschiffe. Wir haben schnell bemerkt, dass sie sich mit falscher Flagge getarnt hatten als Deutsche. Die fremde Besatzung sprang ins Meer und konnte irgendwie auf unser Boot kom-men. Sie hatten alle Messer in der Hand, haben uns bedroht, wir sollten unser ganzes Hab und Gut herausgeben, oder sie würden uns töten.

Ich habe schnell mitbekommen, dass wir leider keine Chance hatten gegen diese thailändischen Piraten. Meine Mutter hatte mir eine Unze Gold in meine Unterhose genäht und sie mir anvertraut. Die hatte ich angehabt und darüber zwei weitere Slips. Die Piraten untersuchten mich der Reihe nach immer wieder, ich musste meine Hose ausziehen, beim 30. Piraten konnte ich leider nichts mehr verbergen. Vor lauter Angst habe ich immer mehr gezittert und mich erwischen lassen. Somit habe ich unser einziges Stück



**Minh Ong als 13-Jährige  
kurz vor ihrer Flucht aus Vietnam.**



Gold für fünf Kinder zum Überleben verloren und war zutiefst traurig. Andererseits war ich erleichtert, dass weitere Piraten, gefühlte Hundert, mich nicht mehr belästigt haben.

Aber es kam noch schlimmer. Anscheinend hatten sie uns nicht genug ausgeraubt. Meine Tante hat uns Mädchen alle zu sich auf Deck genommen, hat uns festgehalten und vor lauter Angst sollten wir heulen. Im Nachhinein habe ich als Erwachsene verstanden, was unten mit den anderen Frauen geschah...

Nach dem Überfall sprachen wir kaum noch, waren entmutigt, ohne Weg und ohne Ziel, am liebsten alles vergessen. Wir ließen unser Boot weiter treiben und hofften auf Hilfe. Unser Gebet wurde erhört. Wir entdeckten eine Insel. Als wir uns ihr näherten, zirka fünfhundert Meter davon entfernt, sahen wir viele Menschen am Strand, die uns etwas zuriefen. Ich verstand jedoch die Worte zum Teil nicht, es klang wie vietnamesisch. Mir war klar, dass wir die Flüchtlingsinsel erreicht hatten.

Dann fiel mir ein, warum die Flüchtlinge uns etwas zuriefen, sie wollten uns warnen vor dem Abschleppschiff, da sie uns nicht aufnehmen wollten. Ich rannte herum, sagte zu den Leuten: »Ein Abschleppschiff kommt bald, wir müssen unser Boot verlassen, sonst sind wir ausgeliefert!« Alle waren mit ihrem Gepäck beschäftigt, es gab keinen Kommentar. Nun musste ich selbst mein Schicksal in die Hand nehmen, rannte auf Deck, sah ins Meer runter, mir war fast schwindelig, noch nie in meinem Leben stand ich so hoch oben an Bord und musste ins Meer springen, um mein Leben zu retten.

Nachdem ich als erste ins Meer gesprungen war, bemerkten die anderen sogleich, dass das Abschleppschiff uns bald erreichen würde. Nun sprangen alle

so schnell sie konnten auch ins Meer. Zum Glück konnten wir alle schwimmen und strandeten fast an der Küste. Plötzlich kamen viele malaysische Polizisten mit Keule und wollten mich damit schlagen. Ich wusste in dem Moment nicht, was ich sagen sollte, mir kamen nur die Tränen und aus meinem Mund drei Wörter auf chinesisches: »Habt bitte Erbarmen.«

Im Nu war der Polizist wie erstarrt. Dann haben sich alle zurückgezogen. Als ich den Sand unter meinen Füßen spürte, sank ich auf den Boden und war weg.«

Ich schaute meiner Tochter liebevoll in die Augen und meinte: »Siehst du, ich habe es überlebt, damals war ich so alt wie du. Ich habe Vietnam verlassen, den weiten Schritt gemacht über die Meere nach Deutschland ohne Eltern!« Dann füge ich hinzu:

»Nun bist du reif genug, um eigene Erfahrungen zu machen. Ich habe großes Vertrauen in dich!«

Ich hielt die Hände meiner geliebten Tochter fest und wollte sie nicht mehr loslassen. Nach einer Weile strahlte ich voller Zuversicht:

»Du schaffst es!«

**Minh Ong, Herrenberg  
Jahrgang 1965**

# Mutgeschichte

von Johanna Schmid



1944.

Wenn ich so zurückdenke, dann habe ich in meinem Leben schon sehr oft Mut beweisen müssen. Eines dieser Erlebnisse möchte ich heute beschreiben.

Im Winter 1944, ich war erst 17 Jahre alt, wollte ich mich an einer weiterbildenden Schule bewerben. Hierfür musste ich allerdings ein Arbeitsdienstzeugnis vorlegen. Also meldete ich mich freiwillig zum Arbeitsdienst.

Im November 1944 kam ich nach Britisch bei Schwerin im Warthegau. Im Lager waren 18 Maiden, eine Lagerführerin und zwei Unterführerinnen. Eine Maid war aus Oberschlesien und Mitzi Bieberle aus Mährisch-Trübau, ich kannte sie bereits aus der Frauenfachschule. Alle anderen Maiden waren aus Berlin.

Für mich begann eine monatelange Zeit der Ungewissheit. Ich war bei einem Arzt im Außendienst stationiert. Tag für Tag versorgten wir pausenlos verwundete Soldaten und erschöpfte Flüchtlinge.

Nachts lagen wir angezogen auf unseren Betten und horchten auf den fernen Kanonendonner. Wir verfolgten ängstlich die Flugzeuge, die die Christbäume steckten, nachfolgenden Flugzeuge bombardierten dann dieses Gebiet. Die Russen kamen immer näher, doch ohne Befehl durften wir das Lager nicht verlassen. Es ging keine Post mehr. In unserem Lager war bereits Militär einquartiert und vor dem Lager standen Posten.

Eines Tages sollte ich dann nach Schwerin fahren, um einen Befehl abzuholen. Schwerin war 18 km von unserem Lager entfernt, ein großes Waldgebiet.

Ich machte mich gegen Abend, es war bereits dunkel, mit dem Fahrrad auf den Weg. Eine Maid durfte ich mir zur Begleitung mitnehmen. Der Posten vor unserem Lager war sprachlos, als er mit bekam, was wir vorhatten. Er mahnte uns zu größter Vorsicht. Sie wussten nicht mehr, wo die Front verläuft und wie viele Russen sich schon in den Wäldern aufhielten.

Der Schneematsch auf den Wegen war gefroren, und es war kalt und glatt. Aber wir schafften es mit vielen Strapazen und Hindernissen nach Schwerin (die kann ich nicht alle ausführlich beschreiben). Eine Maid übergab mir den Befehl, dass wir das Lager verlassen durften. In dem Moment, als ich den Befehl in den Händen hielt, hätten wir einfach davon laufen können. Ich entschied mich aber dagegen und setzte alles daran, ins Lager zurück zukommen um die anderen Maiden zu befreien.

Der Rückweg ins Lager war umso beschwerlicher, da das Militär bereits sämtliche Passierstraßen gesperrt hatte. Es war viel Durchhaltevermögen und Entschlossenheit von Nöten, um sich den Weg wieder zurück zum Lager zu bahnen. Um vier Uhr morgens hatten wir es dann geschafft, und wir waren mit dem Befehl zurück im Lager und holten die Maiden heraus.

Um 10.00 Uhr hatten die Russen das Dorf besetzt. Unsere Flucht war sehr knapp, doch mit Gottes Hilfe hatten wir es geschafft.

**Johanna Schmid, Maichingen**

**Jahrgang 1926**

# *Outward Bound und das Camp in Berchtesgaden*

von Horst Sehorsch



Die Geschichte, die ich erzählen möchte, liegt rund 30 Jahre zurück, und doch ist sie mir so gegenwärtig, als wäre sie gestern passiert. Mutgeschichten, eingebettet in einer Geschichte, die mein Leben geprägt haben.

Als ich hörte, dass eine unserer Abteilungen in der Firma, in der ich arbeitete, ein *Outward Bound Training* durchgeführt hatte, wurde ich neugierig. *Outward Bound*, das Wort hatte ich vorher noch nie gehört. Ich machte mich schlau und erfuhr, dass das Training von Anfang an darauf ausgerichtet ist, sich auf unbekannte Herausforderungen einzulassen. Ich wusste, Unbekanntes kann Ängste auslösen, und es bedarf Mut, sich diesen zu stellen. Das Training sollte für die Moral und den Zusammenhalt innerhalb der Abteilung wichtige Impulse bringen. Die zu vermittelnden Ziele waren Sorgfalt und Verantwortung für Mensch, Natur und Material, menschliche Anteilnahme, Durchhaltevermögen mental und körperlich, Initiative ergreifen, die Entdeckung der eigenen Person. Wir meldeten uns an, und unsere Gruppe bekam eine Zusage. Über den Ablauf der sechs Tage wurde uns bei der Anmeldung keine Information gegeben.

*Outward Bound* war für die damalige Zeit absolutes Neuland. Heute, nach 30 Jahren, wird dieses Training, wie mir mein Enkel Henri erklärte, bereits in den Schullandheimen für Jugendliche eingesetzt.

Zum festgesetzten Termin fuhren wir mit den Autos nach Berchtesgaden, unserem Ziel entgegen. Als wir spät abends in einem ehemaligen Bauernhof ankamen, wurden wir nach einer kurzen Begrüßung mit der Nachricht konfrontiert, dass es gleich weiter gehen würde. Im Wald würden Zelte für unser Training bereitstehen. Aus unseren Koffern sollten wir nur das Nötigste mitnehmen; Rucksäcke werden ge-

stellt, ebenfalls Schlafsäcke. Das war für uns alle überraschend, damit hatten wir nicht gerechnet. Uns beschlich leichtes Unbehagen, auf was wir uns da eingelassen hatten. Nach der doch sehr langen Anfahrt hatten wir uns auf ein warmes Zimmer im Hotel und auf einen gemütlichen Abend im Kreis der Kollegen gefreut. Was mitnehmen, was ist das Nötigste in einer solchen Situation?

In der beginnenden Anspannung füllten wir unsere Rucksäcke nur notdürftig. Das Signal zum Aufbruch kam überraschend schnell, und so stiegen wir in die bereitgestellten Fahrzeuge. Unsere vollgefüllten Koffer blieben auf dem Bauernhof zurück, und wir fuhren in der aufkommenden Dunkelheit ins Nirgendwo. Irgendwann, unser Zeitgefühl war uns abhanden gekommen, kamen unsere Autos zum Stehen, und wir verließen die Fahrzeuge.

Weiter ging es zu Fuß, gepackt mit Rucksack und Schlafsack, auf schmalen Pfaden, weiter in den Wald hinein. Mit den uns bereitgestellten Taschenlampen konnten wir den Weg notdürftig ausleuchten. Alle waren aufs Äußerste gespannt, wir sprachen nichts. Bei absoluter Dunkelheit, kein Mond war zu sehen, kamen wir in einem Zeltlager an. Mit den Taschenlampen versuchten wir, die Umgebung einschätzen. Da wir nur die Zelte erkennen konnten, die weitere Umgebung nicht, schlichen wir hundemüde in die bereitgestellten Zelte, krochen in die Schlafsäcke, ungewaschen schliefen wir sofort ein.

Am nächsten Morgen wachten wir früh auf und stellten fest, dass die Zelte auf einer Lichtung in der Nähe eines Baches aufgebaut waren. Körbe mit Essen standen herum. Der Tagesablauf wurde uns von den Trainern vorgestellt und wir wurden angehalten, den Ablauf gemeinsam und selbstständig umzusetzen. Es war keiner mehr da, der bestimmte. Abteilungsleiter bzw. Teamleiter gab es nicht mehr, die

---

Hierarchie war aufgehoben. Die Zusammenarbeit funktionierte gut. Jeder übernahm unaufgefordert Aufgaben, die zu erledigen waren.

Diese sechs Tage im Wald, unter primitivsten Bedingungen, formte die Gruppe. Wir machten gemeinsame Wildwasserfahrten, wo es auf jeden Einzelnen ankam. Eine besondere Herausforderung war, auf einem Baumstumpf stehen, sich rückwärts in die Arme der Gruppenmitglieder fallen zu lassen. Damit wurde persönlicher Mut gefordert und das absolute Vertrauen in die Kollegen abgefragt. Eine der Übung

gen war, sich mit verbundenen Augen durch ein Gelände führen zu lassen.

Eine weitere Übung war, eine Bachüberquerung zu organisieren. Ein Seil sollte über den Bach gespannt werden, leicht schräg, um dann am Seil eingehakt und so rutschend, an das andere Ufer, das etwa 20 Meter entfernt war, zu gelangen – eine Herausforderung, die nur in der Gruppe gelöst werden konnte. Hier musste unsere ganze Kreativität eingebracht werden, um die Aufgabe zu lösen. Wir schafften es. Bäume waren vorhanden. Das Seil wurde leicht abfallend gespannt, und jeder konnte sich nun in das



Mutprobe beim *Outward Bound Training*.

Seil einklinken und abrutschend den Bach, der etwa zehn Meter tiefer unter uns vorbeifloss, überqueren.

Alle diese Aufgaben erforderten persönlichen Einsatz und Mut in der jeweiligen Situation, aber dieses »Mutig sein« war nur ein Vorgeschmack – es sollte noch eine Steigerung erfahren!

Die Steigerung und gleichzeitig der Höhepunkt unserer Herausforderungen war, sich geschätzte 40 Meter über einen nicht einsehbaren Abgrund selbstständig abzuseilen. Im Vergleich: Der Schönbuchturm in Herrenberg ist 35 Meter hoch und da noch 5 Meter dazu – oder acht Mal der 5-Meter-Sprungturm im Naturbad oder einfach die Höhe des Hochhauses im Ziegelfeld sich vorstellen. Schon beim Hören der Aufgabe hatte ich erhebliche Zweifel, mich 40 Meter über einen überhängenden Felsen abzuseilen. Ich war damals Teamleiter. Meine Gruppe lernte mich nun in einer Extremsituation kennen. Wie also sich entscheiden?

Meine Ängste vor den möglichen Gefahren waren größer als so zu tun, als würde mir dies nichts ausmachen, und so gab ich der Gruppe und den Trainern zu verstehen, dass ich für diese Aufgabe am nächsten Tag nicht zur Verfügung stehen würde. Dies wurde von den Trainern akzeptiert und auch von der Gruppe ohne Kommentar hingenommen. Ich war der Einzige, der sich outete. Fahnenflucht, dieses Wort ging mir durch den Kopf, ließ mich nicht los.

Nun war es so, dass keiner gezwungen wurde. Man konnte absagen, aber unter welchem Preis? Im Laufe des Tages prüfte ich immer wieder meine Entscheidung und stellte fest, dies ist und war keine Lösung, sich so von der Gruppe zu entfernen. Ich hatte eine unruhige Nacht, schlief schlecht.

Am nächsten Tag stand meine Entscheidung fest, ich stelle mich der Aufgabe und der Herausforde-

rung, die auf mich zukommen sollte. Ich solidarisierte mich mit der Gruppe, ging bewusst an die Aufgabe heran, vertraute den Verantwortlichen und – meine Ängste waren wie weggeblasen.

Ich sehe mich heute noch mit meinen Kollegen in einer Reihe, bei herrlichem Wetter, auf einer Wiese vor dem Abgrund sitzen. Wir waren miteinander mit einem Seil verbunden. Jeder hatte die Aufgabe, seinen Vordermann beim Abseilen zu sichern. Sobald einer der Kollegen über dem Abgrund verschwand, rückten wir gemeinsam, im Gras sitzen, weiter vor. So kam der Abgrund unweigerlich immer näher. Einer nach dem anderen meiner Kollegen verschwand in der nichteinsehbaren Tiefe. Dann war ich an der Reihe. Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Ein Zurück gab es nun nicht mehr. Plötzlich hing ich im Seil und seilte mich selbstständig und automatisch ab. Als ich unten angelangt war und zum Stehen kam, war dies ein erhebendes, ein nicht zu beschreibendes Glücksgefühl. Ich hatte es geschafft!

Da wir die gelöste Aufgabe anschließend in der Runde diskutierten und besprachen, wurde mir von den Kollegen gesagt, dass sie mein Ringen und die Überwindung meiner Ängste sehr wohl beobachtet hätten. Plötzlich gaben sie zu, ebenfalls abgewogen zu haben, *nein* zu dieser Herausforderung zu sagen, selbst erhebliche Zweifel hatten und nur wegen des drohenden Gesichtsverlustes es unterließen, sich zu outen. Ich ging aus der für mich doch sehr schwierigen Situation gestärkt hervor. Ich hatte nicht verloren, sondern gewonnen. Eine vermeintliche Schwäche hatte sich nachträglich als Stärke erwiesen. Diese Tage in Berchtesgaden möchte ich nicht missen.

**Horst Sehorsch, Herrenberg**  
**Jahrgang 1941**

# Mut kann auch wachsen

oder »Lieber Brillenschlange als Blindschleiche« | von Renate Strauss



Es gab einen Grund dafür, dass ich ein schüchternes kleines Mädchen war, das still in einer Ecke stand, wenn die anderen Kinder draußen spielten. Sogar im Kindergarten, wo es einen Garten mit einer Schaukel gab, spielte ich nicht Fangerles mit den anderen, sondern saß lieber mit einer der Tanten am Tisch und schaute mit ihr zusammen Bilderbücher an. Damals fielen brave Mädchen nicht auf, sondern wurden gelobt. Ballspielen und rumschreien war den Buben vorbehalten. Die mutige Pippi Langstrumpf, die den Jungs zeigt, was starke Mädchen alles können, lernte ich erst viele Jahre später kennen.

Als ich in die Schule kam, wurde es auch nicht besser. In den 50er-Jahren waren Lehrer knapp und die Klassen groß. Disziplin war oberstes Gebot. Wenn der Lehrer morgens hereinkam, mussten wir alle aufstehen und ihn begrüßen. Hände auf den Tisch und volle Konzentration an die Tafel war angesagt. Reden oder Aufstehen wurde mit Klapsen geahndet. Wobei Mädchen noch Glück hatten – das Stöckchen wurde nur bei den Jungen eingesetzt. Immerhin durfte man sich in den Pausen auf dem Schulhof austoben. Die Jungen rannten herum, die Mädchen hüpfen Seil oder unterhielten sich in Grüppchen. Zu den Letzteren gehörte ich. Manchmal wurde Faul-Ei gespielt. Wenn die Kinder im Kreis standen, wurde ich schon mal gefragt: »Magst nicht mitmachen?« Niemand verstand, weshalb es so schrecklich für mich war, mich umzudrehen und nachzusehen, ob jemand das gebrauchte Taschentuch hinter mich geworfen hatte. Welche Erleichterung, wenn der oder die Läuferin an mir vorbei war und

kein Taschentuch da lag! Weil ich so wenig Übung hatte, konnte ich nicht schnell laufen. Und weil ich nicht so schnell sah, ob das Taschentuch da lag, brauchte ich auch länger als andere, bis ich loslief. Es machte keinen Spaß. Mir nicht und den anderen mit mir auch nicht. Am schlimmsten war der Turnunterricht, besonders Völkerball. Ich verstand nicht, wieso die anderen den Ball immer fangen konnten und ihn so werfen konnten, dass er oft traf. Ich sah den Ball nicht und war froh, wenn er mich früh abschoss, damit ich ausscheiden konnte.

Des Rätsels Lösung brachte der Besuch einer Ärztin vom Gesundheitsamt in der Grundschule, der in diesen Zeiten üblich war, als Vorsorgeuntersuchungen noch unbekannt waren. Zum Zähne nachsehen musste jedes Kind den Mund weit aufsperrn. Dann waren die Augen dran. Ein Kind nach dem anderen musste sich auf einen markierten Platz im hinteren Teil des Schulzimmers stellen. Die Ärztin hielt vorne eine Tafel hoch und fragte, in welcher Richtung der Buchstabe E geöffnet war. Statt Antwort zeigte manches Kind mit der Hand nach rechts, links, oben oder unten. Ich war die einzige, die nichts sagte und nichts zeigte. »Du kannst ruhig näher kommen, wenn Du es nicht siehst«, sagte die Ärztin. Ich weiß heute noch, wie schrecklich ich mich fühlte, als ich einen Schritt nach dem anderen nach vorne ging, die seltsamen, erstaunten Blicke der anderen spürte, und immer noch nichts erkennen konnte. Kurz vor der Tafel dann die Erleichterung: Das E war deutlich zu sehen! »Du brauchst dringend eine Brille«, sagte die Ärztin, »und Du



musst ganz vorne sitzen, damit Du an die Tafel sehen kannst. Hast Du denn nicht bemerkt, dass Du schlecht siehst?»

Tja, heute könnte das nicht mehr passieren. Aber woher hätte ich wissen sollen, dass es nicht normal war, die Welt ab 1 m Entfernung nur verschwommen zu sehen? Ich kannte es ja nicht anders. Heute gibt es für jedes Kind Vorsorgeuntersuchungen, und die meisten Eltern achten auch darauf, dass alles in Ordnung ist. Aber früher ging man nur zum Arzt, wenn jemand krank war. Und zwar so schlimm, dass Omas und Mutters Hausrezepte nicht mehr halfen. »Die Frau als Hausärztin« war Standardwerk in jedem Haushalt. Von schlechtem Sehen stand da nichts. Ob das vor Fernseh- und Computerzeiten, als Menschen und vor allem Kinder noch vorwiegend draußen waren und schon Lesen als verderblich für die Augen angesehen wurde, so selten war? Dabei waren meine Eltern ebenfalls kurzsichtig und hatten beide eine Brille. Sie hätten deshalb vielleicht schon darauf kommen können, dass ihr schüchternes Schusselchen vielleicht auch schlecht sah. Aber offensichtlich wurde das von Kindern einfach nicht erwartet.

Ich bekam eine Brille, und die Welt war plötzlich klar. Alle Probleme gelöst waren deshalb allerdings nicht. Die Brille mit den dicken Gläsern war schwer und ungewohnt. Kein Vergleich zu den heutigen leichten und festsitzenden Kinderbrillen. Rennen war damit nicht möglich. Und gehänselt wurde ich immer noch, vor allem, nachdem ich in die Pubertät kam und schon mal

nach Jungen schielte. Zum Glück hatte ich eine Freundin, die wie ich eine Brille trug. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Und so gewöhnten wir uns eben daran, dass uns »Brillenschlange« nachgerufen wurde oder – schlimmer: »Mein letzter Wille, eine Frau mit Brille«. Wir trösteten einander, indem wir uns sagten: Lieber eine Brillenschlange als eine Blindschleiche. Heute kann sich das niemand mehr vorstellen, wo man so viele Leute mit Brille sieht oder diejenigen, die sie nicht aufsetzen wollen, Kontaktlinsen tragen können.

Wie immer im Leben, hat alles Schlechte auch etwas Gutes: Statt durch Schönheit und sportliche Leistungen glänzten wir Brillenschlangen durch mehr Einsatz für die Schule und dadurch bessere Leistungen. Wir gehörten dadurch zwar nicht zu den Beliebtesten, durften aber immerhin unsere Hausaufgaben zum Abschreiben den Mitschülerinnen liefern, für die Mode und Jungs wichtigster waren. Ich interessierte mich für vieles und engagierte mich in der Klasse und im Ehrenamt. Trotzdem war der Weg vom schüchternen Mäuschen zur selbstbewussten mutigen Frau lang und mühsam und nur in Etappen zu schaffen: Als Klassensprecherin musste ich die Anliegen der Schulkameraden und Kameradinnen vor Respektspersonen vertreten. Das hat oft Überwindung gekostet. Noch schlimmer war es, wenn ich vor größerem Publikum etwas sagen musste. Mit Grausen erinnere ich mich an die Abitursfeier. Dabei musste ich da nur ein paar Gedichte vortragen, die ich zur Absicherung auch noch auf einem Zettel vor mir liegen hatte, so dass gar nichts passieren konnte. Aber ich habe sie



---

aus lauter Angst so gut auswendig gelernt, dass ich sie heute noch im Halbschlaf aufsagen könnte.

Während meiner Ausbildung und Berufstätigkeit in einer Zeitungsredaktion ging der Mutmach-Weg weiter steil nach oben: Als orientierungsschwache Person musste ich viele fremde Orte suchen – und ich habe sie gefunden, wenn auch manche erst nach Umwegen. Mit wildfremden Menschen Gespräche zu führen und Berichte über mir bisher völlig unbekannte Ereignisse zu schreiben, gehörte zum Tagesgeschäft. Aber jede Hürde, die man nimmt, macht einen ein bisschen stärker. Es ist so ein gutes Gefühl, etwas geschafft zu haben, vor dem man Angst oder zumindest ein mulmiges Gefühl hatte!

Auch danach gab es noch viele Hürden, die zu bezwingen waren: Umzüge, Berufswechsel, eine Ehe, die nur kurze Zeit so war, wie man sie sich wünscht, und danach alleinerziehende Mutter mit voller Berufstätigkeit und trotzdem ständigen Geldsorgen in einer Gegend ohne Großeltern oder Freunde und Bekannte. Und das in einer Zeit, in der ein Platz in einer Kindertagesstätte ein Zukunftstraum war und die Suche nach einer Pflegemutter genauso Privatsache war wie ihre Bezahlung. Trotzdem: Die eigene Stärke wird einem nur bewusst, wenn man sie einsetzt, und jede Herausforderung, die gemeistert wird, macht einen stärker.

Das gilt auch für Kinder. Ich hatte oft ein schlechtes Gewissen, weil ich meinen Kindern gerne so ein (vermeintlich?) schönes Kinderleben gegönnt hätte, wie es die meisten ihrer Freunde damals hatten. Mit einer Mutter, die nach der Schule zuhause mit dem Mittagessen wartete, bei den Schulaufgaben half, Wohnung und Wäsche sauber hielt und immer da war. Meine Kinder waren bei Pflegemüttern, bei Freunden und früh selbständig. Aber sie haben es geschafft! Wie habe ich meinen mutigen Sohn bewundert, der zwar nicht der Beste in der Schule war, aber kreativ und lebhaft mit seinen Freunden tobte und ohne Angst beim Schulfest vor großem Publikum aus Eltern und Lehrern moderierte. Ich habe dazu jahrelange Übung gebraucht!

Oder meine Tochter, die schon als junges Mädchen mutig zur Nachbarin ging, wenn deren Kinder mal wieder fürchterlich schrien. Sie hat sich nicht wie ich darüber aufgeregt und überlegt, was man da tun könnte, sondern geklingelt und gefragt, ob wir ihr helfen könnten. Auch heute noch wünsche ich mir bei vielen Gelegenheiten, so klar und selbstbewusst auftreten zu können wie sie.

Mein kleiner Trost: Dazu beigetragen hat sicher auch, dass meine Kinder schon früh gelernt haben, auf sich selbst zu vertrauen und mutig nicht nur für eigene Interessen einzustehen, sondern auch für andere. Denn Mut kann nur wachsen, wenn man Angst überwindet.

**Renate Strauss, Leonberg  
Jahrgang 1945**

# Die weise alte Frau

von Silke Hemmer



Vor langer Zeit gab es ein Land, in dem nur traurige Menschen lebten. Einst war es als fröhlichstes Land der ganzen Welt bekannt. Doch nun blickten die Menschen mit versteinierter Miene in den Tag. Sie mochten das Haus nicht mehr verlassen, denn sie fürchteten sich vor einem riesigen Ungeheuer namens ANGST!

»Geh nicht hinaus!«, riefen sie und weinten. Wenn sie das Haus aber dennoch verlassen mussten um nicht zu verhungern, so schauten sie vorher zum Fenster hinaus, ob das Ungeheuer nicht gar hinter der Hecke oder einem Busch saß. Bauern, die auf dem Felde arbeiteten, Bäcker, Sattler, Färber, Zimmerleute und viele andere, hatten es besonders schwer.

»Geh nicht hinaus!«, wimmerten ihre Frauen – und doch mussten sie es tun.

Alle Menschen fragten sich, wie ANGST in ihr Land gekommen war und wo ANGST zu Hause ist. Niemand hatte darauf eine Antwort. So ging ihr Leben weiter, Tag für Tag, doch die Vorstellung, ANGST könnte ihnen plötzlich aus dem Nichts gegenüberstehen, lähmte das ganze Land.

Viele Menschen wurden krank und starben. Die Zeit verging. Sie hörten täglich schreckliche Dinge über arme Menschen, die ANGST zum Opfer gefallen waren. Und so kam es, dass sie ANGST überall sahen. Hinter Freunden aufblitzen, ihren Kindern, ihren Vätern, Müttern, auf Wald und Wiesen, in Wolken und Seen. Sie sprachen kaum noch miteinander. Sie wollten sich nicht mehr begegnen, und wenn dies unumgänglich war, dann war das eine große Gefahr!

So wurde auch die Familie eine Last. Niemand besuchte mehr die alten Eltern. Kinderlachen starb. Sogar die Hoffnung starb, denn niemand sah einen Ausweg. Fast wäre das Leben im ganzen Lande gestorben.

Eines Tages aber setzte sich eine schöne Unbekannte am frühen Sommermorgen auf die Wiese, mitten im Dorf. Keiner wusste woher sie kam. Alle Fenster öffneten sich, und die Menschen schauten erstaunt zu dem schönen Mädchen. Es sang eine alte Melodie und band sich einen bunten Blumenkranz ins lockige Haar.

»Wie kann es nur sein, dass ein junges Ding so leichtfertig ist?«, fragen sich die Leute. Niemand fand darauf eine Antwort. Das Mädchen erhob sich, tanzte und lachte im Sonnenlicht. Ihr seidenes, weißes Kleid wehte im Wind. Alle schauten nach ihm und trauten ihren Augen nicht.

»Wenn ich doch nur ihren Namen wüsste«, sagte ein Mann zu seiner Frau, »dann würde ich ihr zurufen und sie warnen, sei vorsichtig schönes Kind, du bist in großer Gefahr! Wenn dich ANGST befällt, ist es vorbei!«

Von all dem ahnte das Mädchen nichts. So tanzte und sang es weiter, bis plötzlich ein heller Klang, die alle Menschen des Dorfes aufhorchen ließ: »Welch eine Freude! Ist es nicht die Freude selbst, die hier zu sehen ist!?« Das Mädchen brach ihren Tanz ab, sprang barfüßig auf eine alte Frau am offenen Fenster zu, die dies gerufen hatte.

»Du hast mich erkannt und beim Namen gerufen liebe Frau! Dafür hast Du einen Wunsch frei!« Ein Leuchten erschien auf dem Antlitz der alten Frau.

»Mein Wunsch hat sich bereits erfüllt, liebe Freude. Du bist von großer und wunderbarer Kraft, bitte verlasse uns niemals mehr!«

So kam es, dass diese Kunde durchs ganze Land ging und es rettete. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann freuen sie sich noch heute!

**Silke Hemmer, Weil der Stadt**  
**Jahrgang 1954**

# Das 11. Gebot: Sei nicht gleichgültig.

von Daniela Mieth



Marian Turski (93 Jahre), einer der letzten Überlebenden des Konzentrationslagers Birkenau, hält am 27. Januar 2020 zum Gedenken der Befreiung vor 75 Jahren eine Rede in Auschwitz. Der polnische Journalist erzählt die Geschehnisse dieser Zeit aus seiner Sicht. »Sei nicht gleichgültig« ist seine mahnende Botschaft. Ein Adjektiv, das so unscheinbar daherkommt und oft mit einem Wink »Ist doch nicht so schlimm« abgetan wird – und doch eine Auswirkung hat, die nicht absehbar ist, im schlimmsten Fall außer Kontrolle geraten kann.

Denke ich genauer über mein Leben nach, merke ich, wie sich das ein oder andere Mal auch bei mir eine Art *Gleichgültigkeit* einschleicht.

Ich schalte den Fernseher an. Das ZDF überträgt gerade die Gedenkfeier zum 75. Jahrestag der Befreiung des Lagers Auschwitz Birkenau.

»Ach, die Geschichten kenne ich doch schon«, murmele ich vor mich hin, und: »Außerdem habe ich Feierabend und will mich nicht mit den schrecklichen Ereignissen belasten«, bruddle ich weiter, »heute nicht.« Mit der Fernbedienung in der Hand bereit, das Programm zu wechseln, setze ich mich auf mein gemütliches Ledersofa. Der frisch aufgebrühte Pfefferminztee duftet herrlich aus meiner blumigen Tasse. Ich nehme einen kräftigen Schluck, meinem Entspannungsnachmittag steht nichts mehr im Wege.

Den Blick auf den Bildschirm gerichtet, sehe ich einen kleinen Mann am Rednerpult, der gerade Polens Präsident Andrzej Duda zitiert: »Auschwitz ist nicht vom Himmel gefallen.« Der Name Marian Turski, polnischer Journalist und Überlebender von Auschwitz, wird rechts unten eingeblendet.

Die Kamera schwenkt zu den Zuschauern in den vorderen Reihen. Es sind nur noch wenige Überlebende, stelle ich fest. Mehr als 80 Jahre trägt jede/r Ein-



Der Journalist Marian Turski, 2016.

zelne die schrecklichen Geschehnisse dieser Zeit mit sich. Ich sehe in die faltigen Gesichter und denke mir, welchen Mut diese Menschen wohl aufgebracht haben müssen, dies Ganze überleben zu wollen und dabei dem Leben noch etwas Gutes abzuringen.

In den Anfängen wurde die erste Parkbank in Berlin mit der Aufschrift »Für Juden verboten« beschriftet, erzählt Marian Turski. Die Kamera schwenkt wieder auf diesen kleinen Mann am Rednerpult. »Ich dachte mir, es gibt genug andere Parkbänke; ich muss mich nicht unbedingt auf diese setzen«, fügt er hinzu.

Es kommt das Verbot der Schwimmbadbenutzung für Juden. Auch hier wird der weiteren Einschränkung kein so großes Interesse gezeigt. »Ich kann ja immer noch in den Seen baden gehen«, so die Anmerkung des polnischen Journalisten. Eins führt zum anderen, und die Geschichte nimmt ihren bekannten Lauf.

Zum Abschluss seiner Rede mahnt er: »Gleichgültigkeit führt zur Katastrophe« und appelliert an die Menschheit. »Es sollte ein elftes Gebot geben, und es sollte lauten: »Seid nicht gleichgültig«.

Dieser Turski fasziniert mich sehr, und ich denke schon lange nicht mehr daran, umzuschalten. Ja, ich schäme mich direkt für mein anfängliches Desinteresse. Meine Gedanken kreisen um das Wort *Gleichgültigkeit*. Schulterzuckend, bedeutungslos, einerlei, teilnahmslos, interessenlos – so die Definition in Google. Angst, aus der Komfortzone hinausmanipuliert zu werden, oder die Angst, schlafende Hunde zu wecken, kann ebenso zu einer Art *Gleichgültigkeit* führen.

Vor einigen Jahren lernte ich eine eindrucksvolle ältere Dame kennen. Wir freundeten uns schnell an und trafen uns regelmäßig. Mit ihren 94 Lebensjahren hatte sie schon Einiges erlebt, und der Gesprächsstoff ging uns nie aus. Einige Male erzählte sie mir vom Zweiten Weltkrieg und dem Leben als junges Mädchen in Stuttgart. Die große Wohnungsnot, Zwangszuordnung von Wohnraum, die Essensrationen, die Bombenangriffe, dem Nachbarn, der regelmäßig von seinem Gestapo-Freund besucht wurde. »Die festen Schritten hallten durch den ganzen Hausflur«, vertraute sie mir an. »Eiskalt ist es uns dann den Rücken runtergelaufen, und wir verhielten uns immer mucksmäuschenstill. Wir wollten ja auf keinen Fall auffallen«, fügte sie hinzu. »Kein Missfallen erregen«.

Eine andere sehr betagte Freundin, gebürtige Schwarzwälderin, erzählte mir, dass sie wohl ahnte, als drüben in Grafeneck die Schornsteine rauchten, irgendetwas nicht stimmte, aber nachzufragen habe sie sich auch nicht getraut. Ihre Eltern hatten mal eine Diskussion, erinnert sie sich. »Ich wähle den Hitler, der schafft Arbeitsplätze und bringt uns Wohlstand«, meinte ihre Mutter voller Überzeugung, aber ihr Vater erwiderte nur: »Der bringt nichts Gutes.« Wie recht er doch hatte, fügte meine Freundin gedankenverloren hinzu.

Solche Geschehnisse sind tief versteckt und werden wie ein geheimer Schatz gehütet, denke ich so bei mir. Bruchstückhafte Erinnerungen kommen zaghaft ans Licht. Die Angst dieser Jahre und das Wissen, dass hier irgendwas nicht gestimmt hatte, wurde in das tiefste Innere verbannt und sollte nicht dazu bestimmt sein, wieder hervorgeholt zu werden. Für jede Erinnerung, die meine Freundin bereit war, mit mir zu teilen, war ich dennoch dankbar, und ich konnte ihr Vertrauen spüren.

Ich muss an den Häftling des Sonderkommandos vom Lager Auschwitz-Birkenau denken. In der Dokumentation »Ein Tag in Auschwitz« spricht er über seinen Arbeitsplatz in der Vergasungskammer. Er hat mit seiner Arbeitsgruppe, das aus weiteren Häftlingen des Sonderkommandos bestand, die Toten nach der Vergasung eingesammelt, ein Stock höher in die Öfen gebracht und danach verbrannt. Anschließend wurde die Kammer wieder blitzblank sauber gemacht, sodass die nächsten über 1.000 Menschen vergast werden konnten. »Ich hatte Angst um mein Leben«, so seine Rechtfertigung, »und wollte überleben, um diese Geschehnisse weitererzählen zu können.«

Entwickelt Angst *Gleichgültigkeit*, frage ich mich. Was bleibt von einem Leben noch übrig, wenn die Bilder der gekrümmten Frauen- und Kinderleiber nach einem qualvollen Vergasungstod nicht mehr abzuschütteln sind? Und die Erinnerung an den Geruch von verbranntem Menschenfleisch einem ständig die Nase hochkriecht und sich ins Gedächtnis bohrt?

Es drängt sich mir die Frage auf: Wie hätte ich gehandelt? Hätte ich die Arbeit in der Kammer angenommen? Und vor allem: Hätte ich eine Wahl gehabt? 1938, als die erste Parkbank für Juden gesperrt wurde,

---

wäre ich aufgestanden und hätte voller Inbrunst hinausgeschrien: »Die Parkbank ist für alle da!«?

Aus meiner Teetasse strömen kleine wohlige Duftwölkchen empor, und ich schaue aus dem Fenster. Der Sonnenuntergang kündigt sich an. Ein vorbeifliegendes Amselpärchen kehrt zu seinem sicheren Nest zurück. Ein Gefühl der Erleichterung macht sich in mir breit. Ich lebe heute, 2020, und muss keine Antworten auf die gestellten Fragen abgeben.

Wir fordern heute selbstbewusst unsere Rechte ein, verpflichten uns, Missstände aufzudecken und anzuprangern. *Gleichgültigkeit* kann unser Thema nicht mehr sein! Der Krieg in Syrien, die Umweltverschmutzung, mein Nachbar, der unverschuldet in Bedrängnis gekommen ist. Die Verkäuferin beim Discounter, die trotz Mindestlohn mir ermöglicht, bis Mitternacht einkaufen gehen zu können, und später doch nicht von ihrer Rente leben kann. Die Konsumgesellschaft...

Die Liste kann ewig weitergeführt werden, und ich fühle mich ertappt. *Gleichgültigkeit* ist auch mein Thema. »Ich kann nichts dagegen machen, wenn in Syrien Krieg herrscht«, murmele ich, mit meiner dampfenden Tasse in der Hand. Müll trenne ich, aber vermeiden kann ich ihn auch nicht immer, stelle ich fest. Beim Spaziergang laufe ich sogar zeitweise achtlos an einer leeren Chipstüte am Wegrand vorbei. Warum soll ich den Müll aufheben, der geht mich doch nichts an, denke ich – ist das auch *Gleichgültigkeit*?

Samstagvormittag beim Discounter: Die Einkaufsschlange an der Kasse ist lang, und die Kassiererin ist allein. Der ältere Mann vor mir fängt schon an zu trippeln und erhebt lautstark seine Stimme: »Wieso macht hier keine zweite Kasse auf?« Ich denke so beim mir, siehst du nicht, dass diese arme Verkäuferin schon ihr Bestes gibt, damit es voran geht. Ich will

den Vorgang schon als erledigt abtun, als es hinter mir zum Brummen anfängt. Eine Rebellion wurde angezettelt. »Am Samstagvormittag haben wohl die Menschen keine Geduld beim Einkaufen«, stellte ich fest. Ich drehe mich um und will meinen Hintermann freundlich darauf hinweisen, dass die Frau doch schon alles gibt, damit es vorangeht, aber ich schweige und dulde den kleinen Aufstand. Die Kassiererin ist mir nicht gleichgültig, aber den Mut mich gegen die Revolte zu stellen, meinen Standpunkt zu äußern, die Frau in Schutz zu nehmen, hat an diesem Samstagmorgen gefehlt.

Vielleicht ist es den Menschen 1938 genauso gegangen! Hat *Gleichgültigkeit* mit einem Schuss *Mutlosigkeit* dazu geführt, dem ersten Verbot keine große Bedeutung beizumessen, frage ich mich. Womöglich spielte auch die Angst, aufzufallen, Missfallen zu erregen und in was reingeraten zu können, dessen Auswirkungen nicht abzuschätzen waren, eine große Rolle, mutmaße ich.

Die Gedenkfeier ist inzwischen beendet, die Geschichten sind erzählt. Marian Turski, dieser kleine-große Mann ist mein Mutmacher. Seine eindrucksvolle Rede seiner Sichtweise auf diese grausamen Erlebnisse stimmen mich nachdenklich und gleichzeitig macht er mir Mut. Mut, die *Gleichgültigkeit* im Kleinen wie im Großen aus meinem Leben zu verbannen, zu bekämpfen, meine Komfortzone zu verlassen, auch wenn mir die Konsequenzen, die daraus entstehen, nicht immer gefallen werden.

Aber die Auswirkung, *Gleichgültigkeit* zuzulassen, wiegt bedeutender.

**Daniela Mieth, Leonberg  
Jahrgang 1965**

## Mutgeschichten

Es war im März 1945, als ich mit vielen tausend Soldaten und Volkssturmläutern ab Nangold-Freudenstadt-Höllental-Rheintal in französische Gefangenschaft laufen mußte. Bei der Ankunft am 8. Mai 1945 leuteten alle der Stadt verfügbaren Kirchenglocken, denn es war Kriegsende. Wo habt ihr euren Führer - wurden wir von der Menschenmenge an der Straße verspottet! Ein außergewöhnlicher Zufall war, daß in der 5reigen Marschkolonne sechs Hildrixhäuser gefunden habe, wir blieben zusammen u. wurden in offenen Güterwagen verladen. Es ging nach Süden u. war große Hitze und Durst. Nach ~400 km wurden vier Wagon des unendlichen Zugs in Nevers zur Loire abgehängt. Wir kamen in eine große Fabrikhalle, wir bekamen warmes Essen u. Trinken, Artikel zur persönlichen Pflege u. Kleidung. Ich erhielt lange Hosen, denn ich hatte immer noch Kurze - von zu Hause am Leib! Es kamen Ortsvorsteher von 10-20 km und suchten Leute für die Landwirtschaft: Unser - nahm für 2 kleine Orte: Mesves zur Loire und Buly 24 Mann mit. Alle hatten einen Patron, nur mich wollte keiner, ich war der Kleinste u. Schwächste. Doch ein Bauer, der auch schon 5 Jahre in Deutscher Gefangenschaft war u. schon einen Hildrixhäuser bei der Hand hatte, nahm mich mit als Viehhirte u. dem Versorger auf seinen ein km entfernten Hof, den er mit seinen zwei ledigen Schwestern umtrieb. Diese machten uns ein gutes und reichliches Essen, dazu Wasser aus dem Tiefbrunnen. Das Gegenteil war aber dann unsere Unterkunft, ein weit über hundert Jahre altes Steinhaus ohne Strom, auch nicht im gesamten Anwesen, ohne Waschgelegenheit, Schrank u. Clo, ein breites Bett, jeder hat seine eigene Mulde im Strohsack. Nach einer schlechten Nacht wurden wir schon um fünf Uhr geweckt, dreißig Stück Vieh, Ochsen u. Pferde in langen Trögen mit aus dem Tiefbrunnen in großem Eimer versorgt werden. Dann gingen zum Frühstück das vielseitig, reichlich und gut war. Der Tag beginnt. Der Patron ging mit mir und dem Hund und 30 Stück Vieh zum Hüten - in die brachen Felder und mein Kamerad Harl mußte oft bei großer Hitze auf dem Feld arbeiten, er bekam starken Sonnenbrand und im Herbst nach Krankenhausenthalt nach Hause entlassen. Ich bekam einen neuen Mitarbeiter vom Lager Nevers, nach einer Woche wollte er aber unter diesen Verhältnissen hier nicht arbeiten und verlangte die Rückkehr ins Lager. Jetzt war ich allein auf dem Hof und fügte mich den Umständen. Ich ließ mir von zuhause französische Lehrbücher schicken, denn beim Vieh hüten hatte ich bei dem meist schönen Wetter viel Zeit zum Lernen u. Schreiben, nach 1 1/2 Jahren bekam ich von meinen drei Patronen - Bewunderung für mein beinahe fließend Französisch!

Das will was heißen! und hatte seinen Grund. Nach zwei Jahren hatte ich von **Allem** hier und von meinem-Sklavenleben - genug. An einem Sonntag, wo wir uns immer in einem Nebenhaus des -maire-in Bulcy treffen konnten, gab ich bekannt, daß ich jetzt flüchten werde, aber von den ~20 Anwesenden Kameraden wollte keiner dieses Risiko eingehen, auch nicht von meinen Hildrixhausern. Eine Flucht habe ich schon lange vorbereitet. In einer großen dunklen rauhen Seife habe ich als Reserve einige tausend Franc - eingeschweißbt, Kleider u. Wertsachen an mir bekannte Franzosen verkauft. Es war denn am Montag den 5. Mai 1947 als ich mitten in der Nacht meine meine-Behausung verließ, und ab jetzt auf der Flucht! Ich orientierte mich an der zweigleisigen Bahn - Linie Paris, und erreichte so sicher den 10 km entfernten Bahnhof La Charité. Bei diesem Marsch nach dort, war meine Angst u. Aufregung so stark und mir in die Hose ging - ich war noch rechtzeitig und wechselte auf dem WC - so was habe ich noch nie gesehen - Zwei Fußhüte, rundes Loch - meine Unterwäsche. - kaufte mir eine Fahrkarte, der Zug fuhr pünktlich um 6<sup>30</sup> ein und ich stieg zu. Der Wagon hatte einen langen Gang u. Abteile für sechs Personen. Ich nahm einen Abteil für mich, aber kaum hatte ich mich beruhigt geht am 2. Halt die Schiebetüre auf, ein großer hoher Offizier mit vielen Orden und -De Gaul-Mütze - Frau und zwei Buben ~4 u. 6 Jahre, fragten höflich um Einlaß, ebenso höflich antwortete ich: „Je ne m'oppose pas, si vous plait“ Die Fahrt ging lang und die Frau entschuldigte sich für den Untrieb der Kinder, bedankte sich aber auch für die Süßigkeiten die ich verschenkte - aber auch die Spannung im Abteil lockerten! Bis zur Mittagzeit war dann Paris - Gar de l'est - erreicht. Ich verabschiedete mich höflich und mit einem unbeschreiblichen Gefühl — Ein Huhnirte in Paris —

Gleich kaufte ich mir eine Fahrkarte nach Straßburg u. mein Kofferchen gab ich Gepäckaufbewahrung. Auf dem sehr großen Bahnhofumfeld suchte ich ein Speiselokal mit deutscher Speisekarte, dem mein Hunger u. Durst waren sehr groß. Nach einem kleinen Rundgang kam ich gegen abend zur Abfahrtszeit wieder zurück, holte mein Gepäck und ging zur Sperre, am Abfahrtsgleiß. Die geschulten Polizisten wollten meine Papiere sehen, die ich ja nicht hatte. Ich erklärte, wer ich bin, wo ich herkomme, auf der Flucht nach Stuttgart bin, bat flehend um meine Freilassung, sie stauten von meiner Jugend und flotten französisch! Der Eine ließ mich laufen, der Andere nicht und mußte mit ins Polizeirevier nebenan dort wurde ich eingesperrt, bis ich am anderen Tag von einem bewaffneten, schwarzen Soldaten abgeholt wurde, ~2 km mußte ich vorauslaufen ins Gefängnis - Noisi le sec - abgeliefert wurde. Eine Festung vom 18. Jahrhundert mit Turm, Wassergraben und Zugbrücke, Beim Verhör vom wachhabenden Offizier fiel ich ausgenommen auf, und seine Fragen schneller beantwortete, als der Übersetzer und seine Frage nach weiterer Flucht, bejahte, Ich bekam die

Haare geschneitten und 4 Wochen Prestation. Schon nach zwei Wochen kam ich mit noch mehr Arrestierten in das 150 km nördlich-liegende Gefangenenlager Laon, auch dort wurden Leute für die Landwirtschaft gesucht, und ich mich gleich meldete. Der Gutsverwalter der 750 ha großen Domäne - Grugier - wo schon seit 2 Jahren 13 Gefangene Deutsche arbeiten, nahm 10 Mann mit nach Dort. Die Unterkunft war wohnlich mit Küche-Koch-Stockbetten u. Sanitär gut und nachts nicht abgeschlossen. Ich dachte gleich an den Ofizier in Paris, dem ich eine weitere Flucht ankündigte, und hier von dieser Möglichkeit wußte! Das Essen und die Kameradschaft miteinander war gut und nach Abzug der Wohn- und Verpflegungskosten, blieb bei der Akordarbeit auf den riesigen Kartoffelfeldern hinter dem Häufelpflug noch etwas übrig. Nach einiger Zeit und meine Haare wieder länger waren, ging ich nach Feitabend in die 10 km entfernte Grenzstadt St-Auentin u. besorgte mir einen Fahrplan bis St-Avold, nahe der Grenze. Es war dann am Vormittag d. 19.7.1947 - ich zog mir zur Arbeit frische Wäsche u. Hosen an, meine Jacke u. Reisetasche hatte hatte ich am Vorabend auf halbem Weg n. St-Auentin hinter einer Feldscheune versteckt. Unter einem Vorwand verließ ich am Mittag die Arbeit auf dem Feld, ging zur Feldscheune, zog mich um u. war damit rechtzeitig auf dem Bahnhof. Bitte eine Fahrkarte nach St-Avold; in Reims umsteigen, sagte mir der freundliche Beamte. Alles i.D., am Abend war ich dort und aufgeregt wie einst; Umattällig notierte ich mir von einer großen Landkarte **Alles** was wichtig ist, Straßen und Bahn, bis Bingen a. Rhein.

Als ich mich mit Trinken u. Essen versorgt hatte, lief ich in der Nacht bis zur Grenze ins Saarland. Es war dann Sonntag u. mußte dann den ganzen Tag aufmerksam und schlafend das Grenzgebiet beobachten. In der Nacht wartete ich dann auf den Moment, wo ich die beleuchtete u. bewachte Grenze unbemerkt passieren konnte. Ich habe Glück gehabt, aber meine Aufregung und Angst war unbeschreiblich. Ich lief dann in der Nacht ins französisch besetzte Saarland hinein. Beim Sonnenaufgang fand ich dann ein Gartenhaus am Ende einer Gartenanlage. Ich verschloß mir Zugang und war sogar sehr wohnlich u. nach Trinken u. Essen schlief ich total übermüdet sofort ein. Zum Glück hatte ich keinen Besuch vom Eigentümer. Ich wartete die Dunkelheit ab und konnte mich an der Bahnlinie Neukirchen-Ottweiler orientieren. Diese Nacht kostete das Letzte meiner Kräfte u. zum Tagesanbruch mußte ich mir schon wieder eine Bleibe suchen für den kommenden Tag u. fand in einer großen Feldscheune eine große fahrbare Drehmaschine, aber keine Möglichkeit nach oben zu steigen u. verbrachte notgedrungen auf halber Höhe auf gleichgestellten Schüttlern den Tag. \*Wie gerädert\* u. das persönliche Bedürfnis ließ mich erwachen am Spätnachmittag, Ich ging in das nahe Bauernhaus und sagte den Staunenden, wer ich bin, wo ich geschlafen habe und

Hunger hätte. Die gütige mitleidige Bauernfrau machte mir ein warmes Essen, gab mir Waschgelenheit und tauschte meine beschädigte Hose. Mit ihrem Mann habe ich die weitere Marschrichtung besprochen und nach einem herzlichen Danke schön; lief ich in die Nacht hinein. Nachdem was ich aber in dieser Nacht litt u. erlebte, habe ich mich entschlossen, keinen Nachtmarsch mehr zu machen u. hatte dann am Morgen die Stadt Idar-Oberstein erreicht. Ich suchte das Pfarrhaus das nicht bei der Felsenkirche war, sondern in der Stadtmitte. Es wurde mir geöffnet u. die freundlichen Pfarrerleute fragten wer ich bin wo ich herkomme u. meinem Wunsch. Ich erzählte von Gefangenschaft, Flucht u. Erlebten - u. nach Hause in der Nähe von Stuttgart wollte. Ich bekam ein reichliches Frühstück denn mein Hunger war unbeschreiblich. Die Frau Pf. sagte mir, daß ich nicht der Erste sei, der nach dem Krieg hier Hilfe sucht. Mit dem Herrn Pfarrer besprach ich wie's weitergeht u. legte alle Franc auf den Tisch, auch Diese von der Seife - er konnte Alle in Reichsmark umtauschen. Für einen großen Schein für seinen Opferstock bedankte er sich u. ich mich für das Frühstück. Der freundliche-Gottesmum - ging mit mir zum Bahnhof u. übergab mich dem Zugführer des einfahrenden Zug nach Bingen a. Rhein. Im Gepäckwagen wurde ich versteckt und auch völlig übermüdet sofort einschlieft. Eine Station vor Bingen wurde ich abgesetzt, wegen Blizeilicher Kontrolle an der Endstation u. hatte dann noch ~6-8 km zu Fuß nach Bingen an's Rheinufer. Von dem lb. Herrn Pfarrer hatte ich von einem Schwarzfahrer über den Rhein, die Adresse in dem 2km entfernten Trechtlinghausen. Bis dorthin ging ich den Uferweg entlang und am Ortseingang von zwei Polizisten im Jeep aufgehalten, da ich mich nicht ausweisen konnte, erzählte ich meine Gefangenen u. Fluchtgeschichte u. bat um Freilassung, die aber erst erfolgte als die inzwischen hinzugekommenen Irbewohner heftig protestierten und ins Gewissen redeten. Bei den anwesenden Frauen bedankte ich mich und ließ mir das Haus des Schwarzschiffers, über den Rhein zeigen. Glück gehabt, er war zu Hause. Ich bezahlte mit R-Mark und einem neuen Arbeitsanzug. Wir gingen zum Bootsliègeplatz, und als das Polizeibot weit außer Sicht war, huschten wir mit dem Schnellbot zur ~20stufigen rechten Rheinuferterrasse, dann hoch in die Freiheit. - Ein Leben lang unwegegessen

Jetzt in Assmannshausen in amerikanisch besetzter Zone. Ich kaufte mir eine Fahrkarte nach Frankfurt. Der Zug war übervoll u. es gab nur Stehplatz. Es war schon spät am Abend u. der Schnellzug nach Stuttgart ging dann erst in der Frühe am anderen Tag. Ich kaufte mir zu trinken und Essen u. eine Fahrkarte nach Stuttgart. Überwältigt von der Größe, Umtrieb und der vielerlei Leute in so einem für mich Riesenbahnhof, suchte ich

nach einer Bleibe für die Nacht, denn die Letzte war ja auch schlaflos bis Idar-Oberstein - Ich wählte einen beleuchteten mit einem dicken Baumstamm noch gesicherten Dachpfeiler und der große Lärm in der Nacht ließ mich bei meiner Müdigkeit, trotzdem schlafen. Zur Abfahrtszeit stieg ich in den Zug und dann zur Mittagszeit in Stat-Hauptbahnhof. Ich ging dort zu einem Onkel, der über alles informiert war, er teilte meine Ankunftszeit am Bahnhof in Ehringen mit. Mein Schweiger Willi holte mit seinem NSU Motorrad mich dort ab nach Hildrixhausen. Geschwister, Verwandte und Bekannte waren da.

Meine Mutter nahm mich in die Arme und weinte, sie hatte ihren Walter wieder, auch mein Vater konnte seine Rührung auch nicht verbergen. Auch ich nicht.

Alle meine Kameraden aus Hildrixhausen kamen erst nach einem Jahr nach Hause!

Ich grüße den Seniorenrat.



Mein Buch:

— Bei denen war ich dabei —  
hat Frau Brov. Hager  
im Kreisarchiv im L. A. deponiert

Walter Herrmann, Hildrixhausen  
Jahrgang 1928

# Wann ist mein zweiter Sprung?

von Sandy Eberle



Ein Fernsehsender strahlte Neunzehneunundneunzig einen interessanten Bericht aus. Ein Reporter sprach mit einem ehemaligen Sportler, der seit einem Handballunfall querschnittsgelähmt ist. Dieser Sportler erzählte von seinem Herzenswunsch, einem Tandemsprung, den er sich auch erfüllte. Ein kleiner Filmbeitrag zeigte ihn bei diesem Erlebnis, und er empfand es als sehr schön.

Dieser Beitrag bewegte etwas in mir.

In meinem Kopf tanzten die Gedanken, sie kreisten und wanderten hin und her. Zwölf Jahre vor jenem Beitrag erlitt ich selbst einen folgenschweren Unfall. Durch ein Schädel-Hirn-Trauma war ich linksseitig gelähmt. Zu meinem Glück ging diese Lähmung bald zurück, und ich konnte zehn Jahre danach mit dem Laufen anfangen. Auch das Fahrradfahren gelang mir wieder – doch mit Einschränkungen, die ich vor dem Unfall nicht kannte. »Übung macht den Meister« war meine Devise, und so probierte ich alles aus, was mich nicht gleich umbrachte.

Tandem springen, das wollte ich auch machen. Vielleicht sollte es mir nach so einem Ereignis gelingen, mich an all die Dinge wieder zu erinnern, die ich seit dem Unfall nicht mehr weiß. Unter anderem den Unfallhergang.

Es war kurz vor meinem dreißigsten Geburtstag, da konnte ich mir etwas Besonderes schenken lassen. Mein Lebensgefährte Frank nahm sich meinen Wunsch zu Herzen und besorgte mir einen Gutschein für einen



Die Propellermaschine vor dem Start.

Tandemsprung. Frank klärte alles ab, er kannte den Tandemmaster persönlich.

Schon bald stand der Termin. Ich benötigte ein paar Turnschuhe, ein T-Shirt und eine Leggings. Zudem Mut, Lust und viel Vertrauen in den Master. Das alles war vorhanden.

Wir fuhren mit unseren Motorrädern nach Calw-Stammheim, zum *FSC-Calw e.V. 1. Luftlandedivision*.

Was ich fühlte, kann ich nicht mehr beschreiben. Allein schon mit dem Motorrad dahingefahren zu sein, war für einen gewöhnlichen Menschen etwas Unspektakuläres. Doch für mich, da ich noch immer unter den Folgen meines Unfalls litt, war es etwas ganz Besonderes. Aber die Fahrt mit dem Motorrad lenkte mich total ab von dem, was mir bevorstand. Das war auch gut so.

Wir parkten unsere Maschinen und suchten den Master Uli. Er sah uns kommen und kam uns mit einem Lächeln entgegen. Er begrüßte uns herzlich. Sein Auftritt war so entspannt und locker, dass ich



Sandy Eberle kurz vor ihrem Tandemsprung.

waren das einzige Tandemteam. Wir stiegen ein und setzten uns auf die linke Seite. Kein Luxus, auch kein Komfort, einfache Ausstattung, gerade so, dass das Aussteigen eine Freude war. Der Pilot startete das Flugzeug, es wurde laut. Wir holperten über die Wiese, und auf einmal flogen wir. Die Schüler redeten miteinander, sie sprangen als erste raus. Als wir eine bestimmte

mir sicher war, es geht nichts schief, also kein Grund zur Sorge. Wir fanden auf einer großen Wiese eine Plane mit einer freien Stelle, dort stellten wir unsere Taschen und Rucksäcke ab und bereiteten alles vor. Uli erklärte mir viele wichtige Einzelheiten und bat mich danach, einige Formulare durch zu lesen und zu unterschreiben.

Ich bekam einen Overall, mit Haken und Ösen. Uli half mir beim Ankleiden. Für Herzklopfen war kein Platz, auch nicht für Aufregung. Ich musste mich allein auf das, was auf mich zu kam, konzentrieren. Einen Fehler zu machen wollte ich mir nicht leisten. Frank hielt sich im Hintergrund auf und beobachtete alles. In nicht allzu großer Entfernung stand eine Propellermaschine. Nun ja, ihr Anblick erfreute mich nicht gerade. Ansonsten flog ich mit großen Flugzeugen, die mit komfortablen Sitzen. Doch diese Erinnerung brachte mir auf die Schnelle auch kein anderes Flugzeug.

Wir gingen gemeinsam darauf zu, mit uns flogen noch mindestens vier Fallschirmspringschüler. Wir

Höhe erreicht hatten, öffnete sich diese große Tür. Da standen die Schüler an der großen Öffnung, und auf einmal verschwanden sie. Einer nach dem anderen. Bis nur noch wir zwei, mittlerweile aneinander Festgegurteten, übrig waren. Ein kurzer Dialog zwischen dem Piloten und Uli, etwas war nicht ganz ideal gelaufen. Davon verstand ich überhaupt nichts, und ich betete heimlich und im Inneren. Auf was ließ ich mich da eigentlich ein? War ich mir eigentlich im Klaren, gleich aus einer wahnsinnigen Höhe aus dem Flugzeug zu springen? Meine Gedanken unterbrachen abrupt, gleich ging es los. Wir bewegten uns langsam auf dieses große Loch zu. Meine Beine baumelten im Freien.

Uli sprach ruhig und einfühlsam: »Lege deinen Kopf nach hinten auf meine Schulter. Wenn du schreien willst, schrei ruhig. Deine Arme kannst du links und rechts von dir strecken oder dich vorne an den Gurten festhalten.«

Blitzschnell entschied ich mich für die Gurte, dann war ich kompakter und nicht so auseinandergefaltet.

---

Er bot mir zwei Möglichkeiten an, also wählte ich. Meine Bewegungsfreiheit war auf ein Minimum begrenzt. Die Brille saß, dann war's so weit. Ich glaube, er zählte kurz rückwärts. Mein Kopf lag auf seiner Schulter, und ich hing an seinem Bauch fest gegurtet und war machtlos. Uli kippte nach vorne, und wir fielen aus dieser großen Öffnung der Propellermaschine.

Der Lärm des Fliegers verstummte. Augenblicklich hörte ich nur noch den Wind, der sich wild, geradezu erbarmungslos und störrisch in mein Gesicht presste. So frei zu fallen war ganz schön laut. Es gab nicht viel an uns, was wedeln konnte, aber die Anzüge und Riemen flatterten unentwegt. Meine Hände griffen fest an den Gurten.

Die Tatsache, frei zu fallen, verursachte in meinem Bauch ein grandioses Gefühl. Davon gibt es keine Steigerung, das war sicher. Dieser Sog der Erde, unbeschreiblich eben. Am schlimmsten bebten meine Backen, das sah bestimmt lustig aus. Plötzlich merkte ich, dass ich nicht mehr atmen konnte, alle Mühe war vergeblich, vor meinen Augen tauchten graue Punkte auf, diese mehrten und vergrößerten sich. Mir wurde klar, dass ich im nächsten Augenblick mein Bewusstsein verlieren würde. Rasch riss ich meine linke Hand vom Gurt und hielt sie mir vor den Mund, damit ich atmen konnte. Das funktionierte, und alles war wieder gut. Entspannt griff ich wieder nach meinem Gurt und merkte sogleich, da war irgendetwas mächtig verzogen. Egal, da musste ich jetzt durch.

Uli zog irgendwann an der Leine, und eine starke Abbremsung wirkte auf uns ein. Das war schön ruhig, und auf einmal nahm ich meine Umwelt wieder wahr. So ganz anders aus der Vogelperspektive, aber so was von grandios.

Uli ließ mich wissen, dass wir an unserem vorgesehenen Landepunkt vorbeiflogen und an einer an-

deren Stelle landen würden. Jetzt erschrak ich und überlegte schnell, ob wir nun mit Sack und Pack zu Fuß zurück gehen mussten. Dann kam auch schon die Landung, bleib locker in den Knien, wenn du aufkommst. Das waren die letzten Worte, bevor ich den Boden unter meinen Füßen spürte.

Vor Glück und Freude umarmte ich Uli. Es war für mich etwas ganz Besonderes, für die anderen nicht nachzuempfinden.

Ein Auto fuhr uns auf den Feldwegen entgegen, es waren die Jungs vom Flugfeld, sie beobachteten uns mit dem Fernglas und holten uns ab. Alle lachten und freuten sich, dem Piloten war es nicht gelungen, uns an der richtigen Stelle rauspringen zu lassen. Am Ende waren wir noch höher geflogen und zu spät rausgesprungen.

Wenn ich heute so darüber nachdenke, möchte ich irgendwann noch einmal springen. Dann werde ich schreien, wenn ich aus dem Flugzeug falle. Damit der Druck weg ist und ich atmen kann. Zum anderen werde ich die Arme ausstrecken, damit sich die Gurte nicht verzerren, und dann hoffe ich noch, an der Stelle zu landen, an der es vorgesehen ist.

Dieser Sprung hat sehr mich sehr viel Mut gekostet. Doch meine erhofften Erinnerungen kamen nicht wieder. Es war eine supertolle Sache, denn dieses Gefühl gibt es nur bei einem Sprung aus viertausend Metern.

**Sandy Eberle, Jettingen**  
**Jahrgang 1969**

David

von Gerti Otero



»Ersparen Sie mir bitte die rechtlichen Rahmenbedingungen!« Ich befürchtete bereits das Schlimmste nach dieser vollkommen überflüssigen Einleitung und fuhr fort:

»Ich beschäftige mich seit dem Studium mit der Knochenmark- und Stammzellen-Transplantation und weiß sehr wohl, dass der Gesetzgeber ein Mindestalter von 18 Jahren für den Spender vorgeschrieben hat. Ausnahmsweise kommen aber auch jüngere Personen in Frage.

Ich gehe davon aus, dass Sie unseren Antrag unterstützen werden, den 14-jährigen David als Stammzellenspender für seinen an einer aplastischen Anämie im Endstadium leidenden Zwilling Bruder Jonathan, bei dem das Knochenmark keinerlei Blutzellen mehr bildet, zu zulassen.

Der Junge wird sterben, wenn wir die Transplantation nicht im Laufe der nächsten Tage vornehmen können.«

Der Psychologe fixierte mich durch die Gläser seiner randlosen Gleitsichtbrille und zog die rechte Augenbraue stirnwärts.

»Negativ«, sagte er mit abgewandtem Blick.

»Nach eingehender Prüfung der Sachlage muss ich David als Spender aus folgenden Gründen ablehnen.«

Er entnahm mit der linken Hand einem auf dem Schreibtisch liegenden Papierstapel ein bedrucktes Blatt, räusperte sich und fuhr laut lesend fort:

»Weil nämlich erstens Sie als Taufpatin und als Ärztin der Zwillinge die Situation nicht objektiv einschätzen können, Sie zweitens keinerlei Angaben bezüglich des Transplantationserfolgs bei Jonathan gemacht haben und Sie drittens David, obwohl Sie wussten, dass er höllische Angst vor der Stammzellentnahme hatte, mit einer lächerlichen Geschichte aus der Bibel unter Druck gesetzt und ihn in einen

Gewissenskonflikt getrieben haben, wodurch mit extrem negativen Langzeitfolgen für seine seelische Entwicklung gerechnet werden muss.«

Beim letzten Satz streckte er mir den erhobenen Zeigefinger seiner rechten Hand entgegen, ließ dann das Blatt Papier sinken und stand von seinem Stuhl auf, um mir anzudeuten, dass die Unterredung für ihn beendet sei.

»Sie können sich vielleicht vorstellen, wie mir nach nach dieser Eröffnung zumute war.«

Der Reporter, dem ich die Geschichte erzählte, nickte mitfühlend und gab mir zu verstehen, ich möge mit dem Bericht fortfahren, was ich auch gerne tat:

Nachdem ich mich halbwegs gefangen hatte, versuchte ich, meiner Stimme einen möglichst überzeugenden Klang zu geben und erwiderte:

»Ob Jonathan mit den Stammzellen Davids geheilt werden kann, ist leider nicht mit 100%-iger Sicherheit vorhersehbar. Da es sich um eine sogenannte isologe Transplantation zwischen eineiigen Zwillingen handelt, kann jedenfalls eine Abstoßungsreaktion von vorn herein ausgeschlossen werden.«

Ich machte eine kurze Pause, räusperte mich und fuhr fort:

»Dass David erst einmal Angst vor der zu erwartenden Prozedur hatte, ist doch verständlich, muss er doch die Injektion eines Wachstumsfaktors, der eine vermehrte Bildung von Stammzellen in seinem Knochenmark anregt – die anschließend in sein Blut übergehen – sowie die wenige Tage später zu erfolgende Blutentnahme aus einer Armvene über sich ergehen lassen.«

Ich war jetzt ebenfalls aufgestanden. Bevor ich den Raum verließ, drehte ich mich noch einmal um.

---

»Ende des 12. Jahrhunderts vor Christi gründeten die Philister im fruchtbaren Süden Palästinas einen Fünf-Städte-Bund«, erklärte ich in ruhigem Ton. »Bei ihrer Ausdehnung ins Landesinnere lieferten sie sich mit den Israeliten und Kanaanitern über mehrere Jahrhunderte immer wieder erbitterte Kämpfe.

In einer Entscheidungsschlacht trat aus dem Lager der Philister ein Vorkämpfer namens Goliath hervor. Er war sechs Ellen und eine Spanne groß. Auf seinem Kopf hatte er einen Helm aus Bronze und er trug einen Schuppenpanzer aus Bronze, der 5.000 Schekel wog. Er hatte bronzene Schienen an den Beinen, und zwischen seinen Schultern hing ein Sichel-schwert aus Bronze. Der Schaft seines Speeres war so dick wie ein Weberbaum, und die eiserne Speerspitze wog 600 Schekel. Sein Schildträger ging vor ihm her. Goliath forderte die israelitischen Soldaten auf, gegen ihn zu kämpfen, aber nicht einer wagte es, gegen den über drei Meter großen schwerbewaffneten Riesen anzutreten.

Nur ein einziger junger Mann namens David nahm all seinen Mut zusammen, stellte sich der Herausforderung und erledigte den Philister, wie wir alle wissen, mit einer Steinschleuder.«

Ich benötigte dringend frische Luft. Bevor ich die Tür hinter mir schloss, fügte ich noch hinzu:

»Davids Mut bewahrte hunderte seiner Landsleute vor dem sicheren Tod. Der Mut, den unser David aufbringen wird, kann zwar nicht eine ähnlich große Anzahl von Menschen retten, aber zumindest einen, nämlich seinen Bruder.«

Ich hatte den Eindruck, dass mich der Reporter etwas irritiert und verlegen ansah. Er schaltete das Aufnahmegerät aus und murmelte mit belegter Stimme:



Der biblische Kampf David gegen Goliath.

»Ja... also... jedenfalls herzlichen Dank dafür, dass Sie bereit waren, dieses Interview mit mir zu machen, Frau...«

»Keine Namen bitte«, unterbrach ich ihn.

»Natürlich habe ich die Stammzelltransplantation auch ohne die eigentlich vorgeschriebene behördliche Genehmigung vorgenommen, auf Davids ausdrücklichen Wunsch übrigens. Heute, nach mehr als zehn Jahren, sind die Zwillinge 25 Jahre alt und bei bester Gesundheit. Allerdings war die damalige Aktion völlig illegal, und ich bin mir nicht sicher, ob man mich nicht doch noch strafrechtlich verfolgen kann, obwohl alles gut ausgegangen ist.«

**Gerti Otero, Vaihingen/Enz  
Jahrgang 1952**

# Ich kann schwimmen!

von Sevilay Kurtoglu



Es war Sommer. Die Menschen strömten ins Ausland, am besten dorthin, wo es endlose Strände gibt. Der eigentliche Sinn darin: die Entspannung am Meer durch Schwimmen oder Tauchen.

Ich sehnte mich auch ans Meer, doch nur am Strand zu sitzen war doof. Das hatte ich schon einmal versucht. Ich zog die Blicke der anderen Strandbesucher auf mich, da ich nicht in der brütenden Hitze ins Wasser sprang. Wie sollte ich auch, ohne schwimmen zu können? Ich würde ja gerne, hatte aber Angst zu ertrinken.

Als Kind wurde ich nicht gefördert. Ganz im Gegenteil: Mir wurde stets eingeredet, dass das Schwimmen sehr gefährlich sei und nur die Profis schwimmen konnten. Ich solle niemals in die Nähe des Meeres gehen, denn es könnte mich schnell tief in sich hineinziehen. Somit entwickelte sich die Angst in mir, und sie wurde über die Jahre hinweg immer größer und stärker. Gleichzeitig zog mich aber auch die Schönheit des Meeres, das endlose Blau und das Rauschen der Wellen an. Ich liebte es. Es gab mir eine gewisse Ruhe.

Eines Tages war der Wunsch, schwimmen zu lernen, so groß, dass ich beschloss, meine Angst über Bord zu werfen und mich ins Wasser zu wagen. Leichter gesagt als getan! Ich organisierte meinen Urlaub mit meiner Familie ein ganzes Jahr vorher. Wir buchten ein Mietshaus mit einem Pool in der Nähe des Meeres. Ich plante, zuerst das Schwimmen im Pool zu lernen, bevor ich mich ins Meer trauen konnte.

Meine Familie wusste von meinem Vorhaben Bescheid und versuchten mir zu erklären, dass das nicht so einfach sei, innerhalb einer Woche das zu schaffen. Ich blieb stur und behauptete das Unmögliche möglich zu machen.

Die Tage flossen dahin, und die Urlaubszeit rückte näher. Meine Aufregung vermischte sich mit meiner Angst. Würde ich mich auch wirklich ins Wasser trauen? Ich ließ mir nichts anmerken und versuchte nicht nur meine Familie zu überzeugen, sondern auch mich selbst.

Als wir dann endlich in unserem Ferienhaus ankamen, sprang jeder sofort in den Pool – ich blieb zurück. »Na los! Komm' schon! Trau' dich!« Ich schüttelte den Kopf und zog mich in mein Zimmer zurück. Während ich meinen Koffer auspackte, zweifelte ich an mir selbst. Würde ich das Schwimmen überhaupt hinbekommen? Würden die Anderen mir dabei helfen? Was passiert, wenn ich Panik kriege, keine Luft mehr bekomme oder gar ertrinke? »Du wirst jetzt nicht kneifen! Das musst du jetzt durchziehen, sonst schaffst du das nie!«, schimpfte ich mit mir selbst. Also zog ich mich um und ging ans Becken.

Freudige Blicke verfolgten mich. Keiner sagte etwas zu mir. Ich tastete mich langsam heran. Erst berührte mein großer Zeh das kalte, erfrischende Wasser. Danach ging der ganze Fuß hinein. Es fühlte sich sehr angenehm an, und ich konnte mir vorstellen, bis zum Hals unter Wasser zu gehen. Ein Sprung kam überhaupt nicht in Frage! Mein Kopf durfte auf gar keinen Fall nass werden. Also nutzte ich die Treppen, um sicher ins Wasser zu kommen. Die Stufen waren so hoch, dass ich nach zwei Schritten schon bis zum Bauch im Becken war. Reflexartig griff ich an den Beckenrand und spielte mit dem Gedanken, wieder rauszulaufen.

Da stand plötzlich meine Schwester neben mir und meinte: »Gib mir deine Hand! Ich halte dich ganz fest und lasse nicht los. Schau, ich stehe mit meinen Füßen flach auf dem Boden, und das Wasser kommt mir nur bis zum Hals.« Meine Schwester und ich hatten dieselbe Größe, und ich vertraute ihr. Ich nahm



ihre Hand mit der einen Hand, hielt mich mit der anderen weiterhin am Rand und wagte den letzten Schritt. Ich lachte auf vor Erleichterung. Kälte umringte mich, und ich fühlte mich sehr leicht. Langsam hopste ich den Beckenrand entlang. So freundete ich mich mit dem Wasser an. Es war zwar schwer, mein Gleichgewicht zu halten, aber so fiel es mir leichter, erst den einen, dann den anderen Fuß hochzuheben.

Irgendwann ließ ich meinen Körper in Liegeposition vom Wasser treiben. Es fühlte sich wunderbar an, einfach unbeschreiblich. Ich versuchte mich zwei Tage lang darin, wenigstens frei im Wasser zu stehen, ohne mich festzuhalten. Nachdem dies geschafft war, kam die nächste Mutprobe: den Kopf unter Wasser bringen! Ich holte mehrmals tief Luft, hielt die Nase zu und tauchte meinen Kopf ein – selbstverständlich mit einer Hand am Rand festhaltend. So schnell er abtauchte, so schnell tauchte er auch wieder auf. Ich hatte meine Luft nicht länger als 5 Sekunden halten können! Die Angst nahm Oberhand an, und ich bekam das Gefühl, nicht wieder auftauchen zu können. Die monatelangen Vorübungen zuhause hatten nichts gebracht. Wie sollte ich so schwimmen lernen? Ärgerlich zog ich mich in eine Ecke des Pools und wollte so oft versuchen, bis ich länger durchhalten konnte. Ich würde nicht zulassen, dass die Angst mich davon abhielt, mein Ziel zu erreichen.

Inzwischen vergnügte sich meine Familie im Pool und ließ mich in Ruhe üben. Einmal, zweimal, dreimal ging ich unter Wasser und stieß jedes Mal inner-

lich einen Schrei aus. Es musste einfach klappen! Das Wasser brachte mich immer wieder ins Schwanken, so dass ich Schwierigkeiten hatte, mich gerade unter Wasser zu halten und gleichzeitig mich am Beckenrand festzuhalten. Es nervte mich irgendwann so stark, dass ich abtauchte, mich vom Rand wegdrückte und mit den bekannten Schwimmbewegungen anfang. Wieder stieß ich einen Schrei aus – diesmal vor Freude, denn ich schwamm! Mit aller Ungeduld stellte ich mich auf, blickte um mich herum und hopste leichtfüßig zurück an den Beckenrand. Ok, also nochmal! Bevor ich den Anderen überhaupt was sagte, musste ich prüfen, wie weit ich schwimmen konnte. Kam ich überhaupt voran?

Erst versuchte ich mich zu beruhigen, was ziemlich schwer war. Danach holte ich tief Luft und startete. »Ich schwimme! Ich schwimme!«, rief ich ständig in mich hinein. Als ich auftauchte, schaute ich zurück, um festzustellen, wie weit ich gekommen war. Ich traute meinen Augen nicht. Ich war am anderen Ende des Beckens angekommen! Mit dem Gefühl des Erfolges tauchte ich abermals unter und wollte schier nicht mehr aufhören. Man kann sagen, ich tanzte vor Glück unter Wasser. Ich drehte und wendete mich, ließ mich treiben, atmete durch die Nase aus und spielte wie ein Kind mit den Bläschen. Rief da jemand nach mir? Ich tauchte auf und hörte meine Schwester fragen: »Wo ist sie denn?«, danach entdeckte sie mich und sagte: »Ich habe dich die ganze Zeit gesucht!« Ich strahlte vor Freude und verkündete ganz laut: »Du kannst mich hier oben nicht mehr finden.

Ich kann schwimmen!«

**Sevilay Kurtoglu, Herrenberg  
Jahrgang 1985**

Zu viel  
von Selina Brecht



»Du bist so ein Stück Scheiße!«, ruft ein blondes Mädchen ihm hinterher. Ängstlich versteckt sich Karl hinter einem Busch, damit sie ihn nicht finden, doch der Schulhof ist zu klein. Nur wenige Minuten braucht die Gruppe, dann tauchen die Köpfe von Clara und ihrer Freundin Toni auf, gemeinsam mit den beiden Zwillingen Max und Moritz bedrohen sie ihn in einem Halbkreis. Sie sind ein Jahr älter und bestimmt zwei Köpfe größer.

»Was sucht der kleine Karli denn hinter dem Busch?«, pöbelt Clara wieder. »Versuchst du, deine hässliche Visage zu verstecken?«

Visage? Karl weiß nicht, was dieses Wort bedeutet und erst recht nicht, warum sie es so auf ihn abgesehen haben. Seine Mutter hat immer zu ihm gesagt, er sei ein schöner Junge. Nicht nur von außen, sondern auch von innen. Doch ihr glaubt Karl schon lange nicht mehr.

»Rede doch!«, brüllt Toni ihn an, sodass er erschrocken zurückzuckt.

»Oder sollen wir dir auf andere Weise zeigen, wie wenig du wert bist?«, blaffen Max und Moritz im Chor und treten einen Schritt näher. Und noch einen.

Das ist zu viel. Panisch vor Angst dreht sich Karl um und rennt davon. Weit weg. Eigentlich hat er noch zwei Stunden Schule, doch er hält es nicht mehr aus, und eigentlich ist es doch sowieso egal, ob er da ist oder nicht. Schließlich interessiert sich niemand für ihn, und jegliche Form der Zuneigung geschieht nur aus Mitleid, das er eigentlich nicht verdient hat.

Seine Beine laufen von alleine, schlagen Haken durchs Wohngebiet, während ihm ein Bach aus Tränen übers Gesicht fließt und ihn nahezu blind macht. Nicht nur einmal gerät er beinahe unter die quiet-schenden Räder eines Autofahrers, wenn diese nicht

rechtzeitig bremsen würden. Manche halten an und lassen das Fenster herunter, um ihm wütende Worte hinterher zu schreien, doch Karl rennt so schnell, dass er sie nur noch leise aus der Ferne hört, vermischt mit den Beleidigungen der Kinder vom Schulhof, die unaufhörlich ihre Kreise in seinen Gedanken drehen.

»Du bist hässlich.«

»Du bist dumm.«

»Du bist nichts wert.«

Es tut weh, so verdammt weh. Als Karl bei seinem Haus ankommt, kann er nicht eintreten. Kann nicht seinen Eltern gegenüber stehen, die so ein Kind wie ihn nicht verdient haben, so ein schlechtes, dummes Kind wie ihn. Also beschließt er abzuhausen und rennt aufs Feld. Erst nach mehreren hundert Metern verlässt ihn das Adrenalin, das die Trauer und der Selbsthass in ihm verursacht haben.

Erschöpft lässt er sich auf eine Wiese am Waldrand fallen, weit weg von zu Hause, weit weg von den schmerzenden Worten, doch der Selbsthass hat ihn begleitet. Er wird ihn nicht mehr los. Langsam dämmert es schon. Seine Eltern machen sich sicher Sorgen um ihn, doch Karl ist sich sicher, dass sie ohne ihn besser dran sind.

Die herbei kriechende Dunkelheit macht ihm Angst, aber die ist lange nicht so groß und schmerzhaft wie das Gefühl, nichts wert zu sein. Also hält er sie aus und sieht schweigend dem Sonnenuntergang zu, und gemeinsam mit dem Licht schwindet auch sein Lebenswille. Vielleicht sollte er einfach hier bleiben und verhungern. Das wäre für alle das Beste.

Bevor er jedoch diese düsteren Gedanken zu Ende denken kann, fällt der 8-jährige Junge in einen unruhigen Schlaf.



Am nächsten Morgen wird er von einem feuchten Gefühl auf dem Gesicht geweckt. Hat es geregnet? Als er blinzeln das Tageslicht an sich heran lässt, blickt er geradezu in ein Paar sanfte, braune Augen. Erschrocken schreit er leise auf und fährt zurück. Sein Gegenüber tut es ihm gleich, und ein kleines Bellen erschallt.

»Wer bist du?«, flüstert Karl dem braunen Dackel zu, der gerade noch mit beiden Pfoten auf seinen Schultern gestanden ist und mit seiner feuchten Zunge quer über sein Gesicht geleck hat. Der Hund hat sich schnell wieder gefangen und umkreist ihn schwanzwedelnd.

»Was willst du von mir?«, wendet sich der kleine Junge erneut an den Dackel. Es ist ihm, als möchte er ihn zu etwas auffordern. »Soll ich mit dir spazieren gehen?« Der Dackel bellt freudig und stupst Karl aufmunternd in die Seite.

»Ich komm ja schon.« Das erste Lächeln, seit die Mobbing-Aktionen vor einem halben Jahr losgegan-

gen sind, schleicht sich auf Karls Gesicht, als er dem lebenswürdigen Dackel durch die Wälder folgt.

Ohne es zu merken, führt ihn der Hund zurück in sein Heimatdorf und auf den Schulhof.

»Du willst, dass ich in die Schule gehe?«

Angst erfüllt Karl und kleine Eissplitter durchströmen sein Blut.

»Ich kann nicht, sie tun mir weh«, flüstert er, doch der Dackel lässt nicht locker, drängt immer weiter, stupst ihn an und bellt leise und auffordernd.

Der Unterricht hat schon begonnen. Als Karl erneut in die sanften und jetzt auch strengen Augen des braunen Hundes blickt, fasst er Mut.

»Du begleitest mich, richtig?«, der Dackel nickt.

»Dann lass es uns versuchen.«

Mit zitternden Beinen folgt Karl seinem neuen Freund ins Schulgebäude

**Selina Brecht, Nufringen  
Jahrgang 2002**

# Oma, ich brauchte sehr viel Mut...

von Waltraud Grau

*Oma, ich brauchte sehr viel Mut  
für dieses Gespräch mit meinen Eltern.*

Das sagte mir meine 15-jährige Enkelin Mailyn.

Mailyn war ein sehr sportliches, nettes, junges und auch sehr gescheites Mädchen. Sie machte der ganzen Familie ständig viel Freude.

Sie war sehr burschikos. Kleidchen und Röckchen und die Farben rosa und lila liebte sie überhaupt nicht. Auch trug sie bis zum sechsten Lebensjahr halblange Haare, und dann wollte sie einen Kurzhaarschnitt. Meist trug sie Jeans und T-Shirts oder Sweatshirts. Menschen, die sie nicht kannten, dachten im ersten Moment immer, sie sei ein Junge. Wir erklärten uns das mit: »Sie ist eben ein sportliches Mädchen.«

Schon im Kindergarten suchte sie immer mehr den Kontakt zu den Jungs, was sich bis dato nicht änderte. In der Schule wurde sie von den Mitschülern ständig zum Klassensprecher gewählt, sie war bei allen sehr beliebt. Zu ihrer Konfirmation mit 14 Jahren wollte sie partout kein Kleid, sondern einen Hosenanzug tragen. Nach einigen Diskussionen kaufte man einen schwarzen klassischen Hosenanzug.

Ein halbes Jahr später bat sie ihre Eltern zu einem Gespräch. »Pubertät, natürlich haben da Kinder Sorgen, die sie mit den Eltern besprechen wollen«, dachten ihre Eltern.

»Endlich habe ich den Mut...«, mit diesen Worten begann Mailyn das Gespräch, »... euch zu sagen, dass ich kein Mädchen bin und auch nicht sein will. Ich fühle mich wie ein Junge, und ich möchte künftig auch ein Junge sein. Ich möchte mein Leben nicht so weiter leben als Mädchen.«

Zunächst sprachlos und erschüttert nahmen die Eltern diese Nachricht auf und nach einigen Stunden der Unterhaltung sagte Mailyns Mutter:

»Wenn das so ist, dann werden wir psychologischen Rat einholen.«

Das ergab sich auch ziemlich zeitnah. Der Psychologe meinte, dass dieser Wunsch von Mailyn sehr ernst genommen werden muss. Nach vielen weiteren Sitzungen und Beratungen wurde festgestellt, dass dies keine Laune war von Mailyn, sondern ein inniges, ernst zu nehmendes Anliegen.

Mailyns Mutter, selbst Diplom-Sozialarbeiterin, beschäftigt beim Jugendamt, hatte schon öfter mit solchen Fällen zu tun.

Sie meldete sich beim Rektor des privaten evangelischen Gymnasiums, das Mailyn besuchte, zu einem Gespräch. Ihr war sehr mulmig zuvor.

Der Rektor sagt sofort zu ihr:

»Ich sah Mailyn schon immer wie einen Jungen, so wie ein Mädchen war sie noch nie.«

Sofort wurden die Fachlehrer über die Situation unterrichtet, und jeder Lehrer sagte das gleiche. Da von Staats wegen zugelassen wurde, dass sie einen Jungennamen tragen darf, wurden in der Schule auch die Mitschüler darüber informiert. Einstimmig positiv wurde die Info aufgenommen, und viele sagten: »Das ahnten wir schon lange, für uns war Mailyn schon immer ein Junge.«

Liam, diesen Namen suchte sich Mailyn aus. Sporadisch ist Liam in einer Klinik in Frankfurt in Behandlung. Er bekommt seit 2 Jahren entwicklungs-hemmende Medikamente und hat zwischenzeitlich eine Stimme wie ein Mann. Er ist ein junger, hübscher Mann, der nächstes Jahr Abitur macht und anschließend Luft- und Raumfahrt studieren will. Es stehen ihm viele schwierige OPs bevor, die er unbedingt auch machen lassen will.

*Hausbau in Eigenleistung*

von Heinz Werz, Weissach-Flacht



Zwischenzeitlich haben wir uns als Oma und Opa daran gewöhnt, dass wir keine Enkelin, sondern einen Enkel haben, den wir natürlich genau so lieb haben. Im Nachhinein stellten wir fest, dass, als die Entwicklung zu einer jungen Frau sich bei Mailyn einstellte, sie sehr zurückhaltend und etwas bedrückt wirkte. Heute wissen wir warum.

In der Vergangenheit hatten schon viele Kinder nicht den Mut, sich zu outen, bzw. die Eltern haben es abgelehnt, dem Wunsch ihres Kindes nachzukommen. Es haben sich schon viele Kinder umgebracht, und keiner wusste warum. Das ist die Meinung der Psychologen, die diese Fälle bearbeiten.

**Waltraud Grau, Nagold**  
Jahrgang 1943

Bei Kriegsende 1945 war ich neun Jahre alt. In den letzten Kriegstagen wurden unsere Häuser dem Erdboden gleichgemacht. Mein Vater musste noch im letzten Kriegsjahr zum Militär. Er war zwar in einem Rüstungsbetrieb beschäftigt, musste aber dennoch an die Front, da er sich weigerte, in die Partei einzutreten. Da wir in der Nähe eines Rüstungsbetriebs wohnten und das Risiko, bei einem Luftangriff getroffen zu werden, sehr groß war, brachte uns der Vater kurz vor seinem Militärtritt aufs Land. Es sollte nur für kurze Zeit sein, wir nahmen wir nur das Nötigste mit. Dies war dann später unser ganzes Hab und Gut.

Als unser Vater nach Kriegsende aus der Gefangenschaft zurückkam, war er ein gebrochener Mann ohne jegliche Perspektive. Er bekam zwar bald wieder Arbeit und eine Firmenwohnung, aber der Krieg hatte ihn sehr verändert. Wir zogen nach Stuttgart um. Es gab nun regelmäßigen Schulunterricht, und die Betriebe kamen wieder langsam in gang. Mir kam zugute, dass meine Eltern mir den Besuch eines Gymnasiums ermöglichten, so hatte ich bei der Berufswahl gute Chancen. Nach einer Lehre habe ich mich ständig weitergebildet.

1962 lernte ich meine Frau kennen, mit der ich inzwischen 58 Jahre verheiratet bin und schon sehr früh drei Kinder hatte. Wir wohnten in einer Zweizimmer-Wohnung. Es wurde damals gerade Bauland umgelegt, und wir konnten mit zwei Bausparverträgen einen der Bauplätze erwerben. Ich habe während meiner Ausbildung in einem Konstruktionsbüro gearbeitet, und so zeichnete ich die ersten Entwürfe. Ein Freund, der Architekt war, änderte die Pläne abgabereif. Da ich sehr viele Berechnungen in meinem Beruf auszuüben hatte, habe ich auch unsere Baustatik selbst berechnet. Es galt nun möglichst viel Eigenleistung zu erbringen, denn die Kredite, für die die Freunde und Verwandten bürgten, wollten wir ja nicht in Anspruch nehmen.

Das Haus war nach zirka zwei Jahren in Eigenarbeit fertig. Dank guter Freunde hat sich unser Mut gelohnt!

# Mit einem Lächeln im Gesicht

Eine Mutgeschichte | von Dagmar Meyer



Die letzte Nacht davor war schrecklich.

»Was tust du dir da an?«, raunten böse Stimmen mir ins rechte Ohr.

»Hast du den Verstand verloren?«, flüsterten andere in mein linkes.

Damit war die Nacht gelaufen. Während der Morgen graute, ich mich schweißgebadet in meinem Bett hin und her wälzte, eilten meine Gedanken zurück zu den letzten Gesprächen mit meinen Freundinnen.

»Du bist aber mutig«, sagte meine ziemlich beste Freundin bewundernd. »Ich kann so etwas nicht mehr machen, du weißt ja, mein Kopf ist wie ein Sieb.«

»Da hast du dir aber etwas vorgenommen«, sagte meine zweite ziemlich beste Freundin. »Ich könnte so etwas nie, du weißt ja, mein Rücken macht nicht mehr mit.«

»Also das würde ich mich nie trauen«, sagte die dritte. »Aber vom sich Trauen mal abgesehen, du weißt ja, ich mit meinen schlechten Augen, das geht gar nicht.«

Da stand ich nun ganz allein mit meinem Vorhaben, mit dem Ticket einer bekannten Fluglinie in der Tasche, einem Voucher für ein Kreuzfahrtschiff, das im fernen Hafen schon auf mich wartete, und zahlreichen Tickets für vorab gebuchte Ausflüge.

Dubai, ich komme!

Mit in den Nacken gelegtem Kopf blicke ich an dem Hochhaus auf dem Wasser, das sich Kreuzfahrtschiff nennt, empor und kann ein erhebliches Herzklopfen nicht verhindern. Wo habe ich mich da nur hineingeritten? Tausend Ängste ziehe ich in meinem Koffer über die Gangway mit hinauf aufs Schiff: Wenn nun alle anderen Mitreisenden viel jünger sind

als ich? Wenn ich mich auf dem Schiff unter so vielen Menschen nicht zurechtfinde? Wenn ich mich, in meinem Alter, lächerlich mache? Wenn ich falsch, sprich altmodisch, angezogen bin, man heimlich mit dem Finger auf mich zeigt? Tausend Wenns schleppe ich wie eine schwarze Fahne hinter mir her.

Es nützt nichts, jetzt hilft nur noch: Kopf hoch und durch!

Eine Menschenschlange wälzt sich über den Kai und die Brücke zum Schiff hinauf. Mittendrin: Ich. Schnell merke ich, dass hauptsächlich Paare auf das Schiff streben, dazwischen Familien, Freundesgruppen, Kegelveereine, und mittendrin: Ich. Allein.

Hunderte von Menschen, die aufgereggt schnattern, in Gelächter ausbrechen, Rufe über die Köpfe hin und her schicken. Mittendrin: Ich. Allein.

Ich kann es nicht vermeiden, ich bekomme weiche Knie. Ja, zum Teufel, bin ich denn die einzige Alleinreisende hier? Ach ja, das wird von nun an mein neuer Titel sein, der Stempel auf meiner Stirn: Alleinreisende. Mein Mut verflüchtigt sich wie ein Wasserfleck in der Sonne.

Dann fällt die Kabinentür hinter mir zu. Wie wunderbar, diese Aussicht aufs Meer, diese Stille! Ich bin begeistert. Fürs Erste werfe ich alle Ängste über die Balkonbrüstung ins Wasser. Während ich in meiner Kabine den Koffer auspacke und den Blick aufs Wasser hinaus genieße, mich schon im Stuhl auf dem kleinen Balkon sitzen und einen Cocktail schlürfen sehe, man gönnt sich ja sonst nichts, meldet sich der Magen und macht mich dezent auf die Möglichkeit aufmerksam, eines der vielen Restaurants aufzusuchen. Der große Spiegel erwidert meinen prüfenden Blick zu meiner Zufriedenheit; die Bordkarte nicht vergessen, Jacke, Taschentuch. Also los.



Beispiel eines Kreuzfahrtriesens: die »Oasis of the Seas« beim Anlegen in Rotterdam.

Am Eingang zum Restaurant steht aufmerksames Personal. Nein, ich habe nicht reserviert, und ja, ich bin allein. Ein Kellner kommt dazu und sieht mich freundlich an, aber er bedauert, es gebe keinen freien Tisch mehr für eine Alleinreisende. Das fängt ja gut an! Am liebsten würde ich mich sofort umdrehen und mit knurrendem Magen in die Kabine flüchten. Nein, hundertmal nein! Ich nehme meinen ganzen Mut zusammen. Also wenn an einem Tisch eine einzelne Dame sitzen würde... Der Ober versteht sofort, macht kehrt und kommt mit der Einladung an den Tisch der Dame zurück.

Es wird ein interessanter Abend. Themen für eine angeregte Unterhaltung gibt es genug. Reisen in aller Welt bieten unerschöpflichen Gesprächsstoff, Andeutungen zum eigenen Lebenslauf ja, Krankheiten sind tabu. Am Ende des Abendessens steht eine Verabredung für den kommenden Spätnachmittag. In meiner Kabine schaue ich zufrieden in den Spiegel. Na also, geht doch.

Am zweiten Tag steckt ein Umschlag in meinem Bordbriefkasten, als ich vom Ausflug zurückkomme. »Liebe Alleinreisende, ich lade Sie heute um 18.30 Uhr



zum Treff der Alleinreisenden mit einem anschließenden, gemeinsamen Abendessen auf Deck 5 in die Lumas Bar ein. Ich freue mich auf Sie.«

Schon wieder Alleinreisende, wie sich das anhört! Irgendwie stigmatisierend, bin ich denn aussätzig? Man redet doch auch nicht von Zuzweit- oder Zudritt-reisenden. Doch weg mit solchen negativen Gedanken, ich bin gespannt auf den Abend.

Vierzehn Personen finden sich ein, die recht schnell munter miteinander plaudern. Ich genieße das Gefühl, meinen Käfig des Alleinseins verlassen und in die Geborgenheit einer Gruppe schlüpfen zu können; zu spüren, wie alle Anspannung abfällt, ein warmes Gefühl des Dabeiseins an diesem großen Tisch mit lauter Fremden, die sehr schnell keine Fremden mehr sind. Es wird ein unterhaltsames Abendessen.

An den folgenden Tagen wird man die eine oder andere Mitalleinreisende wieder treffen, einen Cocktail miteinander trinken, entspannt miteinander plaudern. Immer unwichtiger werden all die unbekanntes Gesichter an Bord, von denen du denkst, dass sie dich anstarren; all die Finger, von denen du dir einbildest, dass sie auf dich zeigen; all die Mün-

der, von denen du glaubst, dass sie über dich reden. Sie treten in den Nebel einer anonymen Masse zurück.

Und dann Zumba am Pool. Ein bisschen Bewegung am Seetag könnte nicht schaden, überlege ich mir, viel anders als Line Dance wird es nicht sein.

Ich reihe mich ein unter die zahlreichen, natürlich jüngeren Frauen zwischen Bühne und Pool. Und dann geht es los. Fetziges Musik brandet auf, die junge Vortänzerin schmeißt ihre Beine und Hüften in alle Richtungen. Zweimal Po nach hinten, zack, zack, zweimal Bauch nach vorne, zack, zack, Arme rechts hoch, Beine links hoch – ich flüchte von der Bühne, lasse mir an der Bar ein Glas Sekt geben und verdrücke mich auf einen rückwärtigen Stuhl. Zumba unter den amüsierten Blicken zahlreicher männlicher Zuschauer am Pool – muss auch nicht wirklich sein. Auch mein Mut hat seine Grenzen.

Eine neue Balance stellt sich ein zwischen den täglichen, interessanten Ausflügen, den Stunden allein auf meinem Balkon oder in der Lesecke und den Treffen mit den anderen Einzelgängern und -gängerinnen. Diese Balance stärkt mein Selbstwertgefühl.

Ich fühle mich wohl.

Ich brauche keinen Bungeesprung-Mut wie die Jugendlichen, die an unsichtbaren Drahtseilen über den Yachthafen von Dubai hinwegsausen wie Superman. Ich brauche den Mut, der Selbstvertrauen heißt, den Mut, zu erkennen und zu akzeptieren, was ich tun kann oder doch lieber lassen sollte.

Und dabei nie die Worte des lebenswürdigen Tourismusmanagers an Bord vergessen: »Alles, was Sie tun und sagen, tun und sagen Sie es mit einem Lächeln im Gesicht.«

**Dagmar Meyer, Weil der Stadt**

# Mut?

von Frowin Junker



»Wer meldet sich freiwillig für einen Spähtrupp? Wir müssen feststellen, ob uns gegenüber Franzosen oder Amerikaner sind und wo der Gegner genau sitzt. Wir brauchen vier Freiwillige. Wer meldet sich?«



Der Bauer kommt heraus.

»Ja, die Franzosen waren hier, haben herumgeschossen und sind dann wieder abgezogen. Hier sind die Einschüsse an unserer Hauswand.« Die Holzschindeln zeigen die Spuren.

Es ist April 1945. Ich stehe in einer dunklen Scheune in der Nähe von Isny im Allgäu. Wir sind zwanzig bis dreißig Siebzehnjährige, Arbeitsdienstler, das letzte Aufgebot. Hinter uns liegen noch 15 bis 20 km deutsches Gebiet bis zur Österreichischen und vielleicht vierzig bis zur Schweizer Grenze.

»Du musst Dich melden«, sagt es in mir. »Du hast doch immer gemeint, du bist mutig und zu allem entschlossen. Jetzt ist die Zeit der Wahrheit.«

Es ist Abend. Ich ringe mich durch und hebe die Hand. Drei andere melden sich auch. Der Auftrag ist klar. Unser Kommandant will wissen, wer uns im Kampf gegenübersteht.

Wir vier ziehen hinaus in die dunkle Nacht. Jetzt muss ein anderer statt mir in meinem Loch mit der Panzerfaust sitzen und versuchen, einen der feindlichen Panzer abzuschießen, sobald sie angreifen. Morgen früh vielleicht?

Es geht über Stock und Stein. Keiner von uns kennt sich aus. Es geht durch den Wald nach Norden. Nach ein, zwei Stunden kommen wir an ein Bauernhaus. In der Stube brennt noch Licht. Natürlich kann niemand schlafen in dieser aufregenden Zeit.

Wir klopfen an die Tür.

Aber weiter zum nächsten Gehöft. Dort berichtet uns der Bauer Ähnliches. »Heute Mittag waren die Franzosen im Dorf und überraschten einen Trupp Arbeitsdienstleute beim Mittagessen! – Die jungen Kerle wurden einfach gefangen genommen und auf Lastwagen abtransportiert.«

Wir ziehen weiter durch die Nacht. Wir streifen durch den Wald nordwärts. Alles scheint ruhig. Wo sind die Franzosen und Amerikaner? – Mitternacht ist vorbei. Es ist vielleicht vier oder fünf Uhr morgens. Aber es gibt keine »Feindberührung«.

»Da, hörst Du das Brummen? Das kommt aus der Nähe unserer Stellung. Wir müssen schnell zu unserer Stellung!«

Wir hasten durch den Wald. Schüsse krachen. Die Straße führt durch eine Schlucht ins Tal. Dort haben wir unsere Verteidigung aufgebaut. Wir kommen von oben her, den Berg herunter im Wald und können vom Gegner kaum gesehen werden. Wir werfen uns auf den Boden und beobachten.

Unten auf der Straße rücken französische Panzer vor. Sie erwarten im Mai 1945 kaum noch Widerstand. Auf dem ersten Panzer sitzt ein französischer Soldat vorne neben dem Geschützrohr, der zweite prüft aus dem Kommandoturm, ob sich irgendwo noch ein

deutscher Soldat zeigt. Er scheint sich sehr sicher, dass ihn keine Kugel treffen wird.

Jetzt könnte ich den ersten Franzosen abschießen. Er sieht mich nicht, da ich im Wald in Deckung bin. Soll ich? – Jetzt muss ich doch schießen!

Merkwürdig. Jetzt, wo ich den Gegner so deutlich im Visier habe, er mich nicht sehen oder treffen kann, zögere ich. Muss ich ihn töten?

Eine Sperre steckt in mir. Muss ich das? Das ist mein Auftrag. Aber ich will eigentlich nicht. Ich gebe drei Schüsse ab, bewusst daneben. Es wird eine wilde Schießerei ausgelöst und es kracht in alle Richtungen. Der Gegner weiß nicht, wo unsere Stellung ist. Der Panzer schaltet den Rückwärtsgang ein und fährt wieder den Berg hoch. Kurze Zeit später beginnt heftiges Artilleriefeuer auf unsere Stellung. Es kracht überall. Äste, Zweige fliegen durch die Luft. Ein Höllenlärm bricht los.

Unser Zugführer: »Jetzt wissen sie, wo wir sind. Wir müssen hier weg.« Also los durch Immenstadt hindurch und hinauf in die Berge des Allgäus. Die Stadt ist wie ausgestorben. Alle Bewohner werden wohl in den Kellern sitzen, bis alles vorbei ist. Es kann ja nicht mehr lange dauern.

Wir keuchen den ersten Berg hoch. Tagelang gab es nichts mehr zu essen. So wollen wir das deutsche Verpflegungsdepot stürmen, das nicht weit weg sein soll, um irgendetwas zwischen die Zähne zu bekommen.

Auf dem Weg dorthin kommen uns deutsche Landser entgegen. »Dort wollt Ihr hin? – Das ist schon fest in französischer Hand. Da könnt Ihr nichts machen.« Einer dieser Soldaten kennt unseren Gruppenführer, alte Freunde. So kommt von unserem Gruppenführer ein ganz außergewöhnlicher Befehl:

»Werft eure Knarren weg und schlagt euch durch – schaut, dass Ihr heimkommt!«

Auf einer Almwiese liegen plötzlich viele Gewehre, die keinen Sinn mehr haben. Der Bauer wird sich bedanken für Sachen, die er gar nicht braucht! Es ist das Ende.

So haben wir uns das nicht vorgestellt.

Aber wir sind jung. Wir haben überlebt. Mein Bruder nicht. Er wurde über dem Schwarzen Meer abgeschossen. Er war Flugzeugführer und flog Geleitschutz für die deutschen Schiffe, die unsere Soldaten nach der Niederlage von Stalingrad von der Krim nach Rumänien brachten. Seine JU 88 wurde von 15 bis 20 russischen Jägern angegriffen, wie uns der Staffelpkapitän mitteilte.

Mein Bruder hatte keine Chance. Er war immer sehr mutig, ja, aber dieser Mut konnte die absolute Überlegenheit des Gegners niemals ausgleichen.

Meine Eltern erhielten die traurige Nachricht von seinem Staffelpkapitän. – Totales Ende.

Glauben? – Mut? – Hoffnung? Wir hoffen auf ein Wiedersehen in einer anderen Welt. In dieser Welt wird es dies niemals mehr geben.

Mut kann viel, aber nicht alles. Es ist wichtig für unser Leben, dass wir unsere Bestimmung finden und erfüllen. Aber wir haben nicht alles in der Hand. Der Teppich unseres Lebens wird von einem anderen gewoben!

**Frowin Junker, Leonberg  
Jahrgang 1927**

Quintessenzen



*Tutto va bene*

von Uwe Jens, Böblingen

In seinem leicht beschwipsten Schädel kreisen die Gedanken. Wieder und wieder: »Was tun? Wie komme ich aus dieser dämlichen Situation heraus?« Er beugt sich über das Balkongeländer und brüllt: »Hallo, hallohoo...«

Seine verzweifelte Stimme vom Balkon seines Einzelzimmers klingt jetzt nach einer Stunde vergeblichen Brüllens wie die rostige Bremse eines alten Traktors.

»Hallo, hallohoo...« Doch es hört ihn niemand.

Wie auch? Einsam steht er hoch oben im sechsten Stockwerk auf dem Balkon von Zimmer 602 des Hotels »Presidente« am Hafen von Palermo. Unter ihm röhrt jetzt noch, um zehn Uhr abends, der Verkehr wie am Münchner Stachus zur lärmenden *Rush Hour*. Dazu dieser entsetzliche Krach, der beständig vom Terminal der großen Frachtfähren herüberdröhnt, der sich an der Hotelfront bricht und sich hundsgeheim vervielfältigt. Dazu karren lärmende Zugmaschinen die mit Südfrüchten und Obst beladenen Container mit schepperndem Getöse über die Stahlrampen in die hohlen Bäuche von drei Riesenfähren.

Wegen der allgegenwärtigen Mücken schloss er hinter sich die Balkontür. Der köstliche Rotwein »Etna Rosso« verlieh ihm wohl ungewöhnliche Energie, denn die Schiebetür krachte teuflisch laut in die Füllung. Die Verriegelung tat ihre Pflicht, schnappte zu und ließ sich von außen nicht mehr öffnen. Da steht er nun in dieser widerlichen Falle. Im sechsten Stock, bestimmt 35 Meter über Meereshöhe. Ein Gedanke, er könnte die Fensterscheibe einschlagen? Nein, da fehlt ihm bisher noch der Mut.

Wegen fortschreitender Heiserkeit versucht er sich nun mit Pfeifen. Er erinnert sich als alter Segler an das internationale SOS-Zeichen, an das Notsignal der Seefahrt: »Drei-lang, drei-kurz, drei-lang.« Vielleicht würde hier im Hafen ein Seemann seinen Notruf erkennen. Drei-lang, drei-kurz, drei-lang!

Und noch einmal: Drei-lang, drei-kurz, drei-lang.  
Und wieder... nix!

Da steht er, der *portiere notturno*, der Retter aus der Not! Tiefes Luftholen! Der müde Nachtportier, jetzt mit dem Gesicht wie ein zerknautschtes Kopfkissen, mimt mit Daumen und Zeigefinger drehend das Türschloss und fragt noch einmal:

»Signore, habbe ture sumache?«

»Ja, ja, natürlich, ich wollte doch ins Bett. Wieso? Warum?«

»Allora, grande catastrofe. Nickse i kanne aufmachen Simmer-Ture von drausse, wenn Simmer-Schluss in Schloss stecke!« Ach du dickes Ei!

Mit einem gehässigen »... un momento, un momento, Signore!« verschwindet der Retter plötzlich von der Bildfläche. Und nun? Abwarten...

Drei krachende Schläge gegen das Türschloss mit einem bestimmt zehn Kilo schweren Vorschlaghammer lösen kurz vor Mitternacht bei etlichen Gästen wegen der Nähe zum Ätna eine unterschwellige Unruhe aus.

Aber der Nachtportier, jetzt wieder an der Rezeption, beruhigt so einige Gäste:

»Tutto va bene, tutto va bene, nickse passiere. Buona notte!«

Der Gast in Zimmer 602 schläft in der Nacht entspannt bei weit geöffneter Zimmertür...

---

## Kirschenzeit

von Heide Hartmann, Leonberg

Es war ein schöner Sommermorgen. Sie hatte schon vor zwei Stunden die große Stadt hinter sich gelassen und radelte nun auf ihrem schwarzen Fahrrad ihrem Ziel entgegen, das sie in der Ferne schon sehen konnte.

Das Fahrrad war eines der wenigen Dinge, die ihr geblieben waren. Seit mehr als zwei Jahren war Frieden, aber für sie ein trauriger Frieden. Ihr Mann vermisst in Russland, ihre Wohnung in der Innenstadt zerstört beim sogenannten Angriff. Doch sie und ihre beiden Kinder lebten noch, da sie an diesem Tag die Oma in dem kleinen Haus am Stadtrand besucht hatten. Hier blieben sie nun. – Sie war an einem der nächsten Tage dahin gefahren, wo kürzlich noch das Haus gestanden hatte. Erschüttert stand sie davor, nur noch Trümmer, Asche, Schutt, verkohlte Möbel, Zerbrochenes aller Art. Plötzlich sah sie etwas Vertrautes und zog aus der Asche zwei Teller ihres blauweißen Kaffeegeschirrs hervor; mehr fand sie jedoch nicht. Diese Teller in ihrer Hand erschienen ihr wie der Rest ihres bisherigen Lebens, das nun wohl endgültig vorbei war.

Ihre Freundin Erna, die sie noch aus Jugendtagen kannte, hatte sie zum Kirschenpflücken eingeladen, denn es war Kirschenzeit. – Erna betrieb eine kleine Gastwirtschaft in dem Winzerort, der ihr Ziel war. Auch Erna war allein mit ihrem kleinen Sohn, ihr Mann war schon im ersten Kriegsjahr gefallen. Die »Krone« gab es seit langem, und es war in dieser Zeit der Rationierungen nicht leicht, den Betrieb aufrecht zu erhalten, doch Erna hatte ihre Quellen und konnte improvisieren.

Sie war nun angekommen in dem verträumten, von grünen Rebhügeln umgebenen Dorf. Später pflückte man Kirschen, und am Nachmittag standen zwei Körbe mit saftigen dunkelblauen Kirschen bereit, und sie dachte schon an die Heimfahrt und wie sie alles verstauen sollte. – Da kam eine Gruppe junger Männer herein, Rheinschiffer, Holländer, die mit ihrem Schiff am nahen Rhein lagen. Sie waren nicht zum ersten Mal hier und man lachte und scherzte.

Der nette Kapitän war angetan von den Kirschen im Korb und fragte sie, ob sie nicht die Kirschen gegen Zucker tauschen wolle. Wenn sie mitkäme zum Schiff, würde er ihr die Körbe mit Zucker füllen. Zucker war eine Kostbarkeit, auf Lebensmittelmarken bekam man nur ganz geringe Mengen pro Haushalt und Woche. Natürlich wollte sie, aber sollte sie auch?

Keine der anwesenden Frauen war bereit, mitzukommen, man riet ihr ab. Sie aber vertraute dem Kapitän und ging mit.



Zunächst mussten sie den Rheinwald durchqueren, und als sie beim Schiff ankamen, begann es schon zu dunkeln. Der Kapitän füllte wie versprochen die Körbe mit Zuckerpaketen. Diese waren nun schwer, aber sie verabschiedete sich in Hochstimmung und machte sich auf den Rückweg. –

Doch wo war der? Sie kannte sich nicht aus und geriet immer tiefer in den Wald. Das fahle Mondlicht schimmerte gespenstisch durch die hohen Bäume, ein Käuzchen schrie, andere Stimmen antworteten, überall Rascheln und Geräusche, die sie nicht zuordnen konnte. Die Körbe erschienen ihr immer schwerer, erschöpft, müde und verzweifelt ließ sie sich auf einen liegenden Baumstamm sinken. So saß sie lange, entspannte sich allmählich und schlief halb liegend ein.

Als sie erwachte, begann es schon hell zu werden. Der Wald war nun fast still, es war kalt, sie fror.

Dann, als es hell genug war und die ersten Sonnenstrahlen durch die Bäume schienen, konnte sie sich endlich umsehen und sah mit großer Erleichterung, dass weit hinten eine Straße sein musste.

Einige Zeit später stand sie tatsächlich an dieser Straße, und als bald darauf ein Bauer mit Fuhrwerk vorbei kam, war er bereit, sie samt ihrer wertvollen Fracht ein Stück mitzunehmen.

---

## Über den Wolken

von Helmtraud Nieke, Leonberg

Als mein Ehemann Lutz von seiner Firma SEL das Angebot erhielt, von West-Berlin zur SEL Stuttgart-Zuffenhausen zu wechseln, zögerte er keine Minute, dem Ruf zu folgen. So kamen wir 1968 ins Schwabenländle. Wir genossen die Freiheit in Westdeutschland, nicht mehr von einer Mauer oder Grenzzäunen umschlossen zu sein. Meine Idee war es, als gemeinsames Hobby die Sportfliegerei anzufangen. Um auch im Ausland fliegen zu können, erwarben wir das Sprechfunkzeugnis in englischer Sprache. Die Prüfung als Privatpilot bestand mein Mann im Jahr 1972.

Wir charterten eine Bölkow Junior, einmotorig, zweisitzig, mit grandioser Sicht am Flughafen Stuttgart. Wir planten 1973 eine Flugreise in die Türkei über Wien, Graz, Belgrad, Istanbul, Antalya, Kreta, Korfu, Innsbruck. Das Flugzeug hatte einen Rolls-Royce-Motor mit 80 PS und erzielte eine Reisegeschwindigkeit von 185 km/h.

Die Flugsicherung am Stuttgarter Tower konnte uns keinerlei Informationen zur Einreise nach Jugoslawien mit einem Sportflugzeug geben. Damit sich mein Mann ganz auf das Fliegen konzentrieren konnte, übernahm ich den Funksprechverkehr mit dem Tower. Sobald eine Grenze erreicht wurde, switchte ich auf die neue Funkfrequenz um und gab die Position, Flughöhe, Flugzeugtyp, Abflug- und Zielflughafen an.

Nach der Landung auf dem Belgrader Flughafen sah unsere Maschine neben den geparkten riesigen Airlinern wirklich winzig aus.

Weiter ging es nach Istanbul, dann über die griechischen Inseln Lesbos, Chios, Samos, Rhodos nach Antalya und Kreta. Wir trugen beim Überqueren des Meeres unsere Schwimmwesten. Mir war klar, dass die Chance, eine Wasserlandung zu überleben, gering war. Bisher hatten wir eine so große Strecke von 350 km über Wasser nicht zurückgelegt und konnten das Festland der nächsten Inseln zumindest schemenhaft ausmachen. Außerdem wehte auf Kreta ein kräftiger Wind, der über dem Mittelmeer auffrischte

und böig aus verschiedenen Richtungen kam. Zwar hielt Lutz genauen Kurs mit dem Kompass, aber um wieviel Grad der Wind uns vom Kurs abtrieb, konnte er nur schätzen, da das Flugzeug nur spärlich mit Instrumenten ausgerüstet war.

Wir hatten keine Navigationshilfen. Wir schauten auf die blaue weite Fläche des Meeres, das sich mit dem Himmelsblau vermischte, so dass ein scharfer Horizont nicht zu erkennen war. Unter uns zogen Frachtschiffe und Dampfer vorbei. Lutz nutzte den Wendezeiger als Ersatz für den fehlenden künstlichen Horizont. Diesmal musste ich meinen ganzen Mut zusammennehmen. Der Flugzeugmotor ratterte gleichmäßig, die Umrisse von Kreta wurden immer verschwommener.

Nach ca. 1 1/2 Stunden hörte ich laut und begeistert: »Land in Sicht«. Als wir uns der Küste näherten, stauten sich viele Wolken über dem Festland. Ich erinnerte mich, dass Lutz gestern davon gesprochen hatte, dass wir mit unklaren Wetterverhältnissen rechnen müssten. Für den Fall, dass er auf eine geschlossene Wolkendecke treffen würde, wollte er unter den Wolken fliegen, da nach seiner Meinung die Wolken am Ufer nie direkt auf dem Wasser aufliegen wie auf dem Land. Ich wunderte mich daher nicht, als er sehr tief flog, um unter die Wolken zu tauchen. Über Land fürchtete er, in die Wolken zu geraten.

Mein Mann hatte einen VFR Pilotenschein und gelernt, nach Sichtflugregeln zu fliegen. Käme er in eine Wolke, wäre er in drei Minuten orientierungslos und würde abstürzen. Um dem vorzubeugen, kündigte er an, dass er jetzt eine Sicherheitslandung mache. Ich fühlte mich wie vom Schlag getroffen und war entsetzt, auf einem freien Feld zu landen. Lutz suchte nach einem freien Feldweg und flog einige hundert Meter über dem Boden, um das Gelände zu erkunden.

In diesem Augenblick trat eine alte Frau mit Kopftuch hinter einer Kapelle hervor. Sie sah unser Flugzeug auf sich zurasen und rannte mit der Ziege an der Leine eilig davon. Während Lutz die Vorbereitungen für eine Notlandung fortsetzte, erspähte ich ein Loch in der geschlossenen Wolkendecke, wo die Sonne durchblitzte. Ich schlug vor, in Kreisen an Höhe zu gewinnen und über die Wolken zu gehen.

---

Gleichzeitig hatte ich auf der Flugkarte einen Militärplatz bei Kalamata entdeckt, der nicht weit entfernt lag. Ich gab den Kurs an und hatte glücklicherweise den Funkkontakt hergestellt. Sofort erhielt ich die Landfreigabe und kurz darauf setzte Lutz sicher auf. Mir fiel ein Stein vom Herzen.



## *Ausgerechnet Böblingen!*

*von Christine Jecht, Böblingen*

»Tine, der Schweiger-Krimi geht los, komm.« Der Teller, den ich gerade in unsere urige Stube hoch oben am Storen hereinbrachte, fiel krachend zu Boden. Er zersplitterte irreparabel in dem Augenblick, als unser gemeinsames Leben für immer hier endete.

Ich hätte es ahnen können, als ich nach einer endlos langen Zeit, die eigentlich nur 20 Minuten gedauert hatte, von Johns Brust weggeschoben wurde, vom Rettungsarzt. Ich hatte nach dem Notruf keuchend und mit letzter Kraft um das Leben meines Mannes gekämpft. Mit Handgriffen, oft trainiert und oft angewendet – ein Kampf gegen den Tod!

Aber bei John kam es völlig unerwartet! John war »unkaputtbar«. Sein Herzleiden hatte er mir verschwiegen. Als wir uns 1998 in Münstertal lieben lernten, hatte er mir versprochen, nach mir zu sterben, irgendwann, in vielen Jahren!

Der Fernseher lief noch, als ich nachts mit den herbeigerufenen Kindern, ohne John wieder aus dem Uniklinikum Freiburg zurück auf den Berg kam, ratlos, erschüttert, müde. Diagnose: Mittelhirninfarkt, schlechte Prognose. Dass ich ihn pflegen würde, war uns allen klar. Ich hatte Jahrzehnte Krankenschwestern und Pfleger ausgebildet, Patienten begleitet und versorgt, in schönen und schlimmen, zermürenden Situationen. Wer, wenn nicht ich.

Die Kinder ließen mir einige Tage Zeit, bis sie es sagten. Aber ich ahnte, wusste es vorher... Hoch oben auf tausend Meter hatten wir diese wundervolle alte, ehemalige Hirtenschule gemietet. Zum »Schauinsland« war es ein nur ein Spaziergang. Um uns herum Bergwiesen und nur wenige Gehöfte. Wir waren als die Fremden hier zunächst freundlich und dann herz-

lich und liebevoll aufgenommen worden. Ein Alters-Ruhsitz sollte es sein. Unser Refugium nach einem übervollen und komplizierten Leben. Anlaufstelle und Ferieninsel für alle, die es brauchten, und wir durften nun schon einige Jahre hier leben! Wie trotzig alte Kinder hatten wir uns dieses Paradies ausgesucht, wissend, dass wir irgendwann von dort oben wieder weg mussten.

Meine Tochter, mein Mädchen, das in unserem bewegten Leben so Vieles mitgetragen und ausgehalten hatte, traute sich als Erste: »Mama, Ihr müsst hier oben weg! Das schaffst Du nicht!« Und dann kam er, der Satz: »Weißt du, am besten, du kommst mit nach Böblingen!« Böblingen also! Ein fremder Ort, irgendwo da unten!

Mai 2014. Meine Kinder hatten eine kleine zauberhafte Wohnung in der Freudenstädterstraße ausgesucht. Die Familie meines Schwiegersohnes, alt eingesessene Böblingen, nahmen uns liebevoll auf und an. Mein Mädchen tat, was sie nur konnte, aber ich blieb wie ein abgeschlagener Ast. Viele Monate, Jahre. Ich funktionierte. Manchmal holte mich die Familie für einige Stunden heraus, manchmal sah ich die Stadt, die ich nicht sehen wollte, und war dann froh, wieder zu Hause zu sein. Bei John und den Katzen. Wir hatten die letzten und intensivsten Jahre miteinander. John fühlte, dass ich ihn nicht loslassen konnte, spürte meine Angst vor dem Danach in der fremden Stadt!

Im September 2018 konnte John nicht mehr. Er hörte auf, mir zuliebe zu kämpfen. Es war der Tag, an dem ich einsah, dass ich ihn gehen lassen musste. Wir weinten uns beide in seinen Tod. So, wie er sich das während seiner Leiden gewünscht hatte: »Arm in Arm – und dann gehen«. Das war die Gnade.

April 2020. Ich sitze mit Maske am sonnendurchfluteten See auf einer Parkbank. Die ersten Graugänse sind da. Auf meine Hand setzt sich eine Libelle. Sie hat es nicht eilig und putzt sich die wunderschönen Augen. Von weitem sehe ich meine Kinder kommen. Sie sind inzwischen zu dritt. Der kleine Bub, mein Enkel, lernt gerade laufen. Wenn wir das alles hinter uns haben, feiern wir ein großes Fest, mit Anfassen und Umarmen! Wo? Na in Böblingen – und wenn's gut läuft, in der ganzen Welt – wo sonst?

---

## Mutmachzettelchen

von Brigitte Schmidt, Ehningen

Ihr Mann hatte zum zweiten Mal seine Arbeitsstelle aus persönlichen Gründen gekündigt. Diese »persönlichen Gründe« stellten die Ehe stark auf die Probe. Margarete hatte schon von diesen »Midlife«-Krisen gehört, selbst davon betroffen zu sein, war etwas ganz anderes.

Die beiden Arbeitsstellen waren gut bezahlt gewesen, und sie waren gewohnt, sich doch das eine oder andere leisten zu können. Die Lösung hieß: Arbeitslosengeld II, besser als *Hartz IV* bekannt, zu beantragen.

Also gingen sie zusammen zur Agentur für Arbeit, holten die Formulare ab und füllten alles aus. Die Sachbearbeiterin war freundlich und kompetent, das machte schon mal Mut auf diesem Weg.

Da Margarete nur halbtags arbeitete, musste auch noch ein Termin beim Jobcenter wahrgenommen werden. Dort wurde sie darauf hingewiesen, dass, wenn ihr Mann keine Arbeit fände, sie sich also bemühen sollte, entweder ihre Arbeitszeit aufzustocken oder einen Zweitjob anzunehmen. Aufstocken ging nicht, sie arbeitete im öffentlichen Dienst und dort ist es mit der Vergabe von Planstellen nicht so einfach »aufzustocken« – und einen Zweitjob finden?? Aber sie hatte wie meist Glück, eine Freundin empfahl sie in einem Familienbetrieb weiter und so klappte es bald: Margarete hatte einen Zweitjob.

Es war Mitte November, da wäre es doch eine gute Idee, ihrem Mann einen Adventskalender zu basteln. Gedacht, getan ... Ab 1. Dezember konnte er jeden Tag einen Zettel auffalten, vom dem sie hoffte, dass ihm das darauf geschriebene Freude bringen und auch Mut machen, aber auf alle Fälle bestärken würde, dass er – auch ohne Arbeit – ein wertvoller und besonderer Mensch ist.

Das Schreiben half auch ihr, Liebe neu zu entdecken und zu beleben. Es war gar nicht nötig, jeden Tag darüber zu reden. Sie merkte bald, dass ihre kleinen Adventsgaben wirkten – und als ob sich damit tatsächlich eine Tür geöffnet hätte ...

Nachdem sie, in ihrer neu gewonnenen Offenheit, in ihrer Arbeitsstelle über die aussichtslose Arbeits-

suche ihres Mannes berichtet hatte, ergab es sich, dass ein Kollege für ihren Mann eine Arbeitsstelle vermitteln konnte.

So hatten die kleinen »Mutmachzettelchen« mitgeholfen, umzudenken und das Leben wieder in ruhigere Bahnen zu lenken.



## Aufbruch in eine »bessere Zeit«

von Sabine Jochem, Gärtringen

Im Mai 1952 wurde ein Mädchen in der ehemaligen DDR geboren. Ihre Mutti, damals war das Kosewort *Mama* noch nicht geläufig, hatte gerade eine schwere Zeit der Kriegsvertreibung aus Ostpreußen und Verschleppung nach Sibirien hinter sich.

Es sollte ein Neuanfang werden nach dieser entbehrungsreichen, schlimmen Zeit. Dieser Anfang gelang auch erst einmal, dann in dem Vati der kleinen Sabine hatte die Mutti einen guten Mann gefunden. Er war dem Töchterchen ein sehr guter Vater. Nur leider war die Ehe nicht so vielversprechend und deshalb auch nicht glücklich.

So entschloss sich die junge Mutter, mit ihrem kleinen, damals 4-jährigen Töchterchen nach Westdeutschland zu flüchten. Dazu gehörte natürlich sehr viel Mut, denn niemand durfte etwas von den Fluchtplänen bemerken, geschweige denn erfahren. Am wenigsten der Ehemann.

Es war kurz vor Heiligabend im Jahre 1956. Die junge Mutter backte einen Kuchen, stellte ein kleines Tannenbäumchen auf und legte ein Oberhemd als Geschenk für ihren Ehemann unter den Christbaum. Es sollte alles wie immer sein. Keiner sollte etwas ahnen von den geheimen Plänen!

Ihr Ehemann war, wie so oft, in Leipzig unterwegs und sollte erst am Heiligabend wieder zurück sein. Er war Redakteur einer Zeitung und somit »viel im Osten auf Achse«. Dies kam der Mutter und ihrem »Mädelchen« zugute. Sie packte ein kleines Kofferchen und dachte auch an ein Album mit Fotografien sowie ein Spielzeug für die kleine Sabine. Den Ausweis geschnappt, und so ging es los. Eine Freundin

---

der Mutter war informiert und half den beiden, indem sie mit den beiden in der Bahn mitfuhr. So fiel es nicht auf, dass Mutter und Tochter nicht vorhatten, je zurückzukommen.

Die Zugfahrt war sehr aufreibend, und sie haben gezittert, bis sie über der Zonengrenze waren in Westberlin. Da es zu jener Zeit noch keine »Mauer« gab, waren die Reisemöglichkeiten etwas einfacher, und so konnte die Flucht gelingen. Eine Flucht war jedoch nicht erlaubt und wurde hart bestraft, wenn sie nicht gelang, meist mit Gefängnis.

In der Großstadt Westberlin angekommen, wurden die beiden innerhalb der nächsten zwei Jahren in einigen Flüchtlingslagern aufgenommen. Dort fanden sie auch die Oma wieder, die bereits in Westberlin weilte. Nun waren alle wieder froh, beisammen zu sein. Endlich frei!!

Sabine hatte ab jetzt ein freies Leben, ohne Einschränkungen des DDR-Staates, und eine frohe und schöne Kindheit ohne Vorschriften des DDR-Regimes. Ende der 1950er-Jahre hat es alle drei in die schwäbische Region nach Baden-Württemberg »verschlagen«. Heute noch ist Sabine, mittlerweile 67-jährig, ihrer Mutter sehr dankbar, dass sie damals den mutigen Schritt wagte, und in den »Westen« floh. Sie hat ihren Vater nach der Wende sogar noch kennengelernt.

Sabine lebt heute glücklich im »Schwobeländle« mit ihrer Familie, und dank des Mauerfalls im Jahre 1989 hat sich auch das mit der ehemaligen DDR erledigt.



## *Flocke*

*von Andrea Nuber, Weil im Schönbuch*

Es war einmal in einem dunklen, tief verschneiten, unwegsamen Wald. Dicke Schneeflocken fielen vom Himmel, und die Äste der uralten Bäume ächzten und knackten unter ihrer weißen kalten Last. Der Winter war dieses Jahr sehr früh mit großer Kälte und Schnee über den Wald hereingebrochen. Die darin lebenden Tiere waren davon überrascht worden und hatten noch nicht genügend Vorräte für den strengen Winter gesammelt. Das noch recht junge Eichhörnchen-

mädchen Flocke hatte sich ziemlich weit aus ihrem Revier herausgewagt und war gerade dabei, unter einer alten Eiche nach Essbarem im Schnee zu scharren, als es ein seltsames Geräusch hörte. Erschrocken huschte es unter einen schneebedeckten Ast und schaute sich aufmerksam um. Was war das gewesen? Seltsame Klänge, die es noch nie gehört hatte.

Ihm fielen die Geschichten ein, die ihre Mutter erzählte, die einige Zeit ihres Lebens in einem Park nahe der Stadt verbracht hatte. War das, was sie hörte, das was die Menschen »Musik« nannten? Waren die gleißenden, strahlenden Punkte die sie sah, Lichter? Und diese beiden Gestalten, waren das etwa Menschen? Nein, entschied sie. Das konnte nicht sein. Niemals hatte ihre Mutter in ihren Erzählungen davon berichtet, dass Menschen Flügel auf ihrem Rücken trugen. Das hatten nur Vögel... oder waren was vielleicht diese geheimnisvollen Wesen, die immer zu einer bestimmten Zeit im Winter vom Himmel auf die Erde herabsteigen sollten?

»Seid ihr Menschen oder... oder... Engel – was wollt ihr von mir? Ich, ich weiß, ich habe mein Revier verlassen, aber wir Tiere hungern, und wenn wir nichts zu essen finden, müssen einige von uns sterben.«

Der etwas im Hintergrund stehende, zweite Engel bewegte sich langsam und mit einem verstehenden Lächeln um die Lippen auf Flocke zu.

»Du bist ein ganz tapferes kleines Eichhörnchenmädchen. Wir wissen, dass ihr Tiere Hunger habt und durch den frühen Winter kaum Vorräte anlegen konntet. Weißt du, wir beobachten in der Vorweihnachtszeit alle Lebewesen auf der Erde und versuchen dort zu helfen, wo die Not am größten ist. Leider gibt es mehr Menschen, Tiere und Pflanzen auf der Welt als Engel im Himmel.«

Sie hörte das Blut in ihren Adern rauschen, aber da war noch ein anderes Geräusch, ein Knistern und Rascheln. Sie blickte neugierig auf und sah, wie der Engel am Stamm der Eiche seinen Sack ausleerte. Sie sah genauer hin: Prall gefüllte Tannenzapfen, Eicheln und Bucheckern, Kastanien, Heu, frische Kräuter und Gräser und vieles andere mehr ergoss sich aus dem Sack des Engels.

---

»Davon werden alle im Wald satt, das reicht für den ganzen Winter«, erkannte das kleine Eichhörnchen und wollte schnell den Tieren des Waldes Bescheid sagen. »Du brauchst uns nicht zu danken. Mit deinem Willen zum Erfolg, mit deinem Mitleid für andere, mit deinem Mut, Risiken einzugehen, hast du uns die Möglichkeit gegeben dir zu helfen. Denke immer daran: Das, was du mit Mut beginnst, wird ein Erfolg werden.«



## *Ich wünsch mir Mut*

von *Sylvina Klaus, Ergenzingen*

Ich wollte immer schon mutiger sein, zielstrebig und disziplinierter. Meist bin ich gescheitert.

Zum Studieren fehlte mir der Mut.

Da bin ich dann doch den sicheren Weg gegangen. Ich habe eine Lehre in einem bodenständigen Beruf gemacht, mit ein wenig Aufstiegschancen und einem ordentlichen Gehalt an jedem Monatsletzten. Naja. Verpasst.

Zum Kinderkriegen fehlte mir auch der Mut.

Einmal war der falsche Zeitpunkt, dann der falsche Mann, und dann gab es sowieso noch viel wichtigere Dinge zu tun. Auch verpasst.

Um beruflich neue Wege zu gehen, fehlte mir natürlich auch der Mut.

Nach einer Umstrukturierung in meiner Firma gab es nur noch zwei Möglichkeiten: den Kopf einziehen und weitermachen oder den Kopf anheben und woanders neu anfangen. Ich wählte Variante eins und machte weiter. Tja. Wieder verpasst.

Liebe und liebgezwungene Menschen auf ihrem letzten Weg begleiten, leider fehlte mir auch dazu der Mut. Meine Oma und eine liebe Bekannte sind kürzlich verstorben. Ich habe geweint, geheult wie ein Schlosshund oder bin einfach nur so dagesessen.

Aber nie war ich an ihrer Seite, habe sie nicht unterstützt, war nicht da. Ich habe nicht mit ihnen zusammen noch einmal gelacht oder geweint.

Nun weine ich alleine.

Verpasst. Ich wünsche mir so sehr Mut.

## *Alina und Hassan*

von *Petra Krisa, Renningen*

Stellen wir uns vor: eine kleine Ortschaft hinter Reutlingen, ländlich geprägt mit Wiesen und Feldern, eine kleine Kirche in der Ortsmitte, umgeben von Geschäften zur Deckung des alltäglichen Bedarfs. Man denkt im Vorbeifahren an eine Idylle aus dem letzten Jahrhundert.

Hier wohnt die 24-jährige Alina. Sie arbeitet als Bäckereifachverkäuferin im Laden von Bäcker Dittel. Ihre Eltern sind Russlanddeutsche aus Kasachstan und vor fast 40 Jahren hier ansässig geworden. Sie hat die Hauptschule im Nachbarort besucht und erledigt für ihre Eltern, die immer noch nicht ausreichend gut deutsch sprechen, die Korrespondenz mit Behörden und Versicherungen.

Seit etwa drei Monaten hat Alina den Führerschein. Mit ihrem gebrauchten VW Polo macht sie die Einkäufe für die Familie, fährt zu ihrem Freund Leo nach Reutlingen und gelegentlich auch zu VfB-Heimspielen.

Ihr Chef, Bäcker Dittel, klagt seit langem über den leergefegten Stellenmarkt in der Region. Keiner möge mehr früh aufstehen und Brot backen. Es sei so deprimierend, dass kein junger Mensch mehr Bäcker lernen wolle. Wenn es so weitergehe, könne er den Laden schließen. Es muss eine Lösung gefunden werden!

Als sie sich über die Situation mit Leo unterhält, meint dieser, dass er einen nordafrikanischen Kumpel hat, der daheim in Marokko Bäcker war. Er könne ihn mal auf die freie Stelle ansprechen.

Zwei Wochen später beginnt Hassan als Bäcker im Laden. Er ist geschickt, freundlich und fleißig. Alles scheint sich zum Guten zu entwickeln. Bis zu dem Tag, als Bäcker Dittel zu seiner Schwester nach Frankfurt fahren muss und Alina krank wird. Erst soll die Bäckerei schließen, aber Hassan überzeugt mit seinem Vorschlag, nicht nur zu backen, sondern auch den Verkauf zu übernehmen.

Morgens um sieben steht er hinter der Ladentheke. Die Leute kommen wie immer und geben ihre Bestellungen auf. In der nächsten Woche ist der Umsatz etwas rückläufig. Ein Afrikaner in der Backstube gefällt nicht allen. Alina versucht bei den Schwätzchen

---

mit den Käufern, den Eindruck wettzumachen. Die Aufregung legt sich.

Eines Tages zeigt ein Plakat im Verkaufsraum an, dass es nächste Woche afrikanische Backspezialitäten geben werde. Tatsächlich ist die Aktion ein voller Erfolg. Bäcker Dittel verkauft Sesamgebäck, spezielle Fladenbrote und anderes Backwerk, bis kein Stück mehr auf Lager ist. Alina und Hassan freuen sich sehr und überzeugen ihren Chef, nun alle zwei Wochen einen »Afrikatag« einzuplanen. Die Dorfbewohner finden es mittlerweile gut, dass es nicht immer nur die altbekannten Weckle und Brezeln gibt.

Einige Wochen später erleidet Bäcker Dittel einen Herzinfarkt. Noch vom Krankenbett aus beauftragt er Alina und Hassan, die Bäckerei weiterzuführen. Hassan und Alina verdoppeln fast sogar den Umsatz. Diese Nachricht erfreut natürlich auch Bäcker Dittel, der sich nunmehr ganz beruhigt seiner Genesung widmen kann.

Als dieser nach einigen Wochen der Reha wieder zurückkommt, überträgt er ganz offiziell die Bäckerei an Alina und Hassan. »Jetzt sind die Jungen dran«, meint er augenzwinkernd.

Das kleine schwäbische Dorf hat zudem seine Lektion gelernt, was auch nicht alle Tage vorkommt.



## Mutprobe in Peru auf 3400 Metern

von Margret Pfauth, Holzgerlingen

Ausgerechnet am Vorabend des Höhepunkts unserer Perureise, dem Besuch des *Machu Picchu*, raubte mir eine Lebensmittelvergiftung alle Lebensgeister. Mehr tot als lebendig wurde ich im Krankenwagen ins Hospital eingeliefert und fand mich in einem hellen Krankenzimmer mit schwarzem Leintuch und schwarzer Bettwäsche wieder. Mein erster Gedanke: »So steht's also um mich...« Mit Sauerstoff- und Infusionsschläuchen verbrachte ich eine Nacht und einen Tag dort und entließ mich selbst.

Die Reisegruppe war bereits weitergezogen, aber ich wollte mir dieses grandiose Ereignis nicht entgehen lassen. Nach einem gedachten Frühstück machte

ich mich mit der Bahn auf den Weg – die letzte Etappe im Shuttlebus von Aguas Calientes zum Berg der Inka. Trotz flauem Magen und wackeligen Beinen erkundete ich den Berg und die geheimnisvolle Inkastadt aus dem 15. Jahrhundert auf etwa 2,5 km Höhe mit ihren grandiosen Maueranlagen und dem überwältigenden Blick auf das Urubambatal und den mächtigen Andengipfeln.

Das einmalige Erlebnis ließ mich die Zeit vergessen, und so war es bereits dämmerig, als ich aus dem Shuttle stieg und den Zug zurück nach Cusco nehmen wollte, doch der war schon abgefahren. Es war längst stockfinster, und ich überlegte ziemlich rat- und hilflos, wie ich nun nach Cusco kommen sollte, als mich ein Herr ansprach: »Lady, can I help you?« Ich erklärte ihm meine Misere; da bot er sich an, mich im Auto mit nach Cusco zu nehmen. Noch nie bin ich zu einem wildfremden Mann ins Auto gestiegen, aber der Gedanke, die Nacht im Bahnhof zu verbringen, und ich wusste nicht, ob es dort überhaupt ein Hotel gab, erschien auch nicht besser. Ich setzte mich nach hinten, der Mann vorne auf den Beifahrersitz neben dem Chauffeur.

Nach einiger Zeit ließ der Mann den Chauffeur anhalten und wandte sich an mich – er wolle den Sternenhimmel anschauen, das Kreuz des Südens. Eigentlich war mir nicht nach Sternegucken zumute, zu viele fürchterliche Gedanken bremsen meine Begeisterung aus. Aber der Anblick der Sterne, die ich noch nie so klar und nahe gesehen hatte, die sich auf mich zuzubewegen schienen – auf immerhin fast 4.000 Metern Höhe – hat mich überwältigt. Wir stiegen wieder ein, um kurz darauf erneut anzuhalten. Eine Art *Mariachi*-Musik, laut und fröhlich, führte zu einer Dorfhochzeitsgesellschaft, die lautstark feierte. Eine Zeitlang waren wir Zaungäste einer Schau, die sonst kein Tourist erlebt.

Der freundliche Herr entpuppte sich als Chef der polnischen Industrie- und Handelskammer auf dem Weltwirtschaftsgipfel in Lima, an dem auch Angela Merkel teilnahm. Auch er wollte sich nicht nehmen lassen, den *Machu Picchu* zu besuchen. Nach einer knappen Stunde war mein Abenteuer – meine Mutprobe – beendet.

---

## Mut... was ist Mut?

von Peter Nagel, Böblingen

Hätte die Mutter geahnt, dass ihr Junge, kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs in eine noch gute Umgebung geboren, ein Schicksal zu erwarten hat, an das sie nie gedacht hat? Hätte sie das Kind dann gewollt in die Welt gesetzt? Sie brauchte dazu keinen Mut, es war Zuversicht auf eine gute Zukunft für sich und die entstehende Familie.

Der Vater, stolz auf seinen ersten Sohn, ein zufriedenes Arbeitsleben an Bord eines Schiffes führend, wurde zur Wehrmacht eingezogen. Als Infanterist musste er mit dem Fahrrad nach Paris fahren. Er sah seinen Sohn dann nur noch zweimal.

Der dreijährige Sohn bekam nicht mit, dass die Mutter vom Kompanieführer des Vaters an der Front die Mitteilung erhielt, dass ihr mutiger Mann für Führer und Vaterland gefallen sei. Ist es wirklich Mut, zu wissen, dass man in den Tod getrieben wird?

Es ist Zwang, kein Mut!

## Eine Mutgeschichte

von Erich Müller, Gäufelden

Die allergrößte Mutgeschichte'  
Beginnt mit der Geburt ganz schlicht  
Sie wird dann jeden Tag gegeben  
durch das ganze Menschenleben

Um das Jahrzehnte durchzuhalten  
bis man glücklich zu den Alten  
die bescheiden Rückschau halten  
irgendwann einmal gehört  
ist etwas Mut nicht grad verkehrt

Besonders mancher Tag im Leben  
den das Schicksal Dir wird geben  
der noch ungewiss erscheint  
was er bringt und was er meint

Je nach dem, was man dann tut  
braucht's auf jeden Fall auch Mut  
und das Ergebnis ist sehr oft  
jenes nicht... das man erhofft

Dafür aber kommt hingegen  
unverhofft höchst ungelegen  
wie Covid-19 momentan  
irgend so ein Unheil an  
Krankheit, Krieg und Lebenskrisen  
wo's Mut bedarf um der, dem, diesen  
glimpflich grad noch zu entgehn  
oder siegreich zu bestehn



## 20. April 1945 im Staate Washington

von Barbara Steinbrunn, Leonberg

Es gab diesen Tag in seinem Leben, über den seine Kinder erst nach seinem Tode 1994 durch einen Kondolenzbrief etwas erfahren sollten.

Als Jüngster in eine große Familie mit eigenem Handwerksbetrieb in einer Kleinstadt am Rande des Schwarzwalds hineingeboren, konnte er die Oberrealschule besuchen. Doch mit dem Einjährigen musste er sie nach dem frühen Tod des Vaters verlassen und machte eine Kaufmannslehre. Die Weltwirtschaftskrise traf seine Familie hart und auch ihn.

Wo Arbeit finden? Als Vertreter einer Schmuckwarenfabrik zog er mit 18 Jahren mitten in das Herz von London. Doch kaum dort angekommen, erfuhr er vom Bankrott dieser Firma und musste sich eine neue Existenz aufbauen. Für einen Perlenimporteur aus seiner Heimatstadt verkaufte er fortan Perlen in England und wurde Experte.

Der Schwimmsport sollte ihm neue Freunde schenken: andere Deutsche und Österreicher, die mit ihm zusammen einen Sportclub gründeten. Dort begegnete er auch Elisabeth, seiner späteren Frau. Beide verließen England unmittelbar vor Kriegsbeginn, weil Deutschen und Österreichern die Internierung in England drohte. Arbeitslos kamen sie nach Deutschland zurück, in ein Deutschland, das sie kaum mehr kannten nach über zehn Jahren in England, und heirateten.

In einem anderen Kondolenzbrief anlässlich seines Todes, geschrieben von einem baltischen Freund aus dieser Zeit, stand, »der wackere Schwabe habe

---

einem Gauleiter widersprochen und sich dessen Anweisungen widersetzt.«

Nach nur eineinhalb Jahren gab er diese Stelle auf und meldete sich freiwillig zur Wehrmacht. Aufgrund seines außerordentlichen Gehörs, seiner ausgezeichneten Englischkenntnisse und seines technischen Wissens wurde er im Afrikakorps als Horchfunke eingesetzt.

Nach dem Sieg der Briten über die deutschen Truppen in El Alamein kam er in Kriegsgefangenschaft in die USA, zuletzt in ein großes Lager im Staate Washington. Er wurde dort Lagerdolmetscher und Lagersprecher. Am 20. April 1945 rebellierten in diesem Lager viele Gefangene mit dem Argument, es sei Führers Geburtstag und ein Feiertag für sie. Amerikanische Panzer fuhren auf gegen die Gefangenen im Lager und er, so stand in diesem Kondolenzbrief, sei allein mit erhobenen Händen den Panzern auf der Lagerstraße entgegen gegangen und habe ihnen entgegen geschrien:

STOP! THE GERMANS ARE CRAZY! STOP!

Er hat es geschafft. Vernunft kehrte im Lager wieder ein. Später wollten ihn die USA in ihr Auswärtiges Amt holen und boten ihm und seiner Familie die amerikanische Staatsangehörigkeit an. Er lehnte ab und kehrte 1946 nach Deutschland in seine Heimatstadt zurück.



*Das Leben birgt  
ungeahnte Möglichkeiten,  
ob wir es glauben oder nicht*

*von Ursula Weigend, Wiernsheim*

Sommer – mein 70. Geburtstag – mein Mann pflückte mir einen riesengroßen Margaritenstrauß, den er zum Frühstück dazustellen. Auf meinem Teller lag ein Guttschein: »4 Wochen Paris«.

Im Herbst eröffnete mir mein Mann, dass er mich nicht mehr liebe, drei Monate später trennte er sich von mir. Eine Achterbahn von Gefühlen raubte mir den Schlaf. Und dies nach 48 Ehejahren, die jede Krise überwunden hatte.

Es erfolgte für vier Wochen ein psychosomatischer Rehaaufenthalt. Nein, ich legte mir keinen Kurschaten zu. Doch dem Tanzen war ich nicht abgeneigt.

Schon am ersten Sonntagnachmittag beim Tanztee setzte sich ein Mann an den Nachbartisch. Wir zwei unterhielten uns über den technischen Fortschritt seit der Nachkriegszeit. Als die Musik nach einer halben Stunde einsetzte, meinte er: »Nun haben wir uns ganz gut unterhalten – mal sehen, ob das Tanzen auch so gut klappt.« Es passte. Wir ließen keine Tanzrunde aus. Schnellere Rhythmen gefielen mir, da spürte ich mich mit jeder Faser meines Körpers. Langsame Tänze, die zum Glück nicht oft kamen, ging ich eher vorsichtig und verhalten an, obwohl es mir auch irgendwie gefiel. Bei einem langsamen Lied so ganz tief in mir eine gewisse Geborgenheit zu spüren – das war ein schönes Gefühl.

Lockere Tanzverabredungen folgten. Freitagabend und Sonntagnachmittag sahen wir uns beim Tanzen. Dann verabredeten wir uns auch zu Spaziergängen, Kaffeetrinken. Und jedes Mal, wenn ich dann abends im Bett lag, musste ich mir eingestehen: »Dieser Mann imponiert mir irgendwie. Er weiß viel, ist besonnen, rücksichtsvoll mir gegenüber, immer noch sehr feinführend, wie nahe er mir entgegenkommen kann.«

Inzwischen kennen wir uns über ein halbes Jahr, und ich muss mir eingestehen, dass es immer nur schön ist, wenn wir uns sehen. Keine Höhenflüge, wie man sie beim ersten Verliebtsein hat, keine Liebeschwüre, keine Zukunftspläne, nur einfach im *Hier und Jetzt und Heute* leben und das Zusammensein genießen. Er hat mein Leben innerlich total umgekrempt und Gefühle in mir hervorgeholt, die ich in meinem fast 72-jährigen Leben bis dato niemals in mir vermutet hätte. Er zeigt mir, dass ich ihm als Mensch wichtig bin.



---

## Mutgeschichte

von Teresa Nowakowicz-Sodha, Leonberg

Es ist Januar 2001. Ich bin arbeitslos. Mein Ehemann hat mich betrogen, ist in der Beziehung mit einem Mann. Meine Welt bricht zusammen. Unser Konto von ihm ist gesperrt, unsere Ernährungsberatungsfirma geschlossen, zwei Kinder in Ausbildung, Sohn vor dem Abitur, Tochter, 17 Jahre alt, auf dem Weg zum Abitur.

Ich bin sprachlos, hilflos, arbeitslos, voller Verzweiflung. Ausgeliehene 50 Mark in der Tasche und gute Gedanken, du bist ohne Schulden... Versuch dir Arbeit zu suchen...Vielleicht Pflege? In Deutschland? Eine Hoffnung.

Ich schaue auf das Bild meines zukünftigen Arbeitgebers und bete... *Bitte gib mir den Job, ich brauche ihn so dringend!*

»Sie haben den Job... Kommen Sie bitte morgen!«

Ich bin schon 46 Jahre alt. Habe ich eine andere Wahl? Ich bin in der Pflege, die Arbeit ist nicht leicht, es fehlt auch die Erfahrung mit Alzheimer im dritten Stadium, aber ich gebe mein Herz. Ich lerne die deutsche Sprache, mache eine Prüfung und entscheide ich mich für eine Ausbildung.

Ich bin examinierte Pflegekraft geworden. Ich habe richtige Arbeit bekommen. Ich habe schwimmen gelernt, Englisch gelernt. Ich treffe wunderbare Menschen, die helfen mir... und ich bin dankbar für jeden Moment meines Leben. Ich kaufe für die Kinder eine Wohnung in der Heimat. Ich kaufe mir ein gebrauchtes Auto, um zur Schule fahren zu können.

Mein Schicksal hat mich stark gemacht.

Ich treffe die Liebe meines Lebens. Meine Kinder studieren, sind glücklich. Ich habe ein erfülltes Leben und jetzt... Ruhestand erreicht. Es brauchte Mut und Entschlossenheit, und ich wusste, es wird besser. Ich habe an mich geglaubt. Es ist 20 Jahre her, ich bin glücklich, dass ich den Mut damals hatte.



## Dunja

von Gabriele Bechtold, Herrenberg

Dunja heißt auf russisch und indisch »Die Welt«, und genau soviel hat sie mir bedeutet in den 27 Jahren, in denen ich sie begleiten durfte. Eigentlich müsste ich ein ganzes Buch über sie schreiben, um ihrem Leben gerecht zu werden.

Als die Zeit dann kam, war meine ungarische Araberstute Dunja schon sehr betagt, hatte nur noch die vorderen Schneidezähne zum Grasrupfen und wurde von uns im Wesentlichen mit Graspelletsbrie und gequetschtem Schwarzhäfer gefüttert. Die hinteren Malmzähne waren alle schon ausgefallen.

Eines Abends, im Sommer, kam Dunja von der Koppel in den Stall, kraftlos, lahmend und verkrampft, ich wusste gleich, was los ist. Dunja stellte jeden Tag die gleiche Frage: Wann darf ich endlich gehen? Sie wollte nicht in der Box sterben, sondern draußen.

Stephan, mein Tierheilpraktiker, wollte, dass sie auf der Koppel einschläft, aber mir kam ihr Lieblingsplatz unter dem Birnbaum geeigneter vor.

Am nächsten Morgen habe ich meine Stute aus der Box geholt, sie kam mühelos über den kleinen Anstieg aus dem Paddock heraus, und wir sind zu ihrem Lieblingsplatz gegangen. Ich hab sie nochmal geputzt, sie hatte überhaupt keine Angst.

Der Tierarzt kam, gab ihr die Beruhigungsspritze, sie durfte noch ein Weilchen grasen, dann bekam sie das Mittel zum Einschlafen. Sie ist augenblicklich im Stehen eingeschlafen und dann auf die Seite gefallen. Gleich bin ich nochmal zu ihr gelaufen und habe mit ihr gesprochen: »Dunja, du bist nicht tot, du bist gestorben, du wirst neue Freunde finden, vielleicht sehen wir uns wieder in einer anderen Zeit.«

Musste meinen ganzen Mut zusammennehmen, um diese wahre Geschichte zu schreiben...



---

*Ursprungsfamilie ade –  
der heilende Brief*  
von Franziska Kubsch, Grafenau

*Hallo Mutti,*

heute habe ich endlich den Mut, durch sehr viele Therapien, um dir diese Zeilen zu senden. Nach zehn Jahren, seitdem die Bilder in mir hochkamen, und meinem absolvierten Persönlichkeitsstudium, bin ich nun bereit zur Offenbarung, damit die Angst in mir ein Ende hat und der Mut siegt.

2005 kamen die Bilder meines sexuellen Missbrauchs in mir hoch, und ich sollte meinen Vater laut meinem Therapeuten anzeigen, da mein Vater aber bereits an Krebs erkrankt war, habe ich auf ihn Rücksicht genommen.

Machtlosigkeit gibt es nicht, denn ich weiß heute selbst, dass ich durch meine Macht und nicht durch Ohnmacht weiterkomme. Es wäre vieles in meinem Leben anders verlaufen. Ich bin ab jetzt kein Opfer mehr.

Ich würde mir wünschen, wenn es von deiner Seite aus machbar ist, dass ich eine Antwort erhalte oder ein Gespräch bei meiner Therapeutin stattfindet. Dieses könnte ein guter Anfang sein, um endlich ehrlich ins Gespräch zu kommen.

*Deine Tochter Vivien*

Vivien plante ihren Umzug, verkaufte ihre Wohnung und zog nach Süddeutschland. Sie bedauert ihre Offenbarung bis heute nicht. Sie gründete eine Selbsthilfegruppe für betroffene Frauen von sexuellem Missbrauch.



*Oma traut sich*  
von Sylvia Smuda, Weil am Rhein

»Was machen wir alles in der Woche, in der wir bei dir sind?« Mein 7-jähriger Enkel schaut mich gespannt an. Es ist das erste Mal, dass ich ihn und seine 5-jährige Schwester eine ganze Woche lang betreue, 300 km entfernt von seinen Eltern.

Als Schulkind hat er jetzt sechs Wochen lang Ferien, die Eltern können aber nur drei Wochen Urlaub nehmen. Da sind die Großeltern gefragt.

»Nun«, beginne ich zögerlich und überlege, ob ich schon alle Trümpfe auf den Tisch legen soll. »An einem Tag gehen wir zu einem neuen Wasserspielplatz. An einem anderen Tag werden wir in unserem Garten ein Feuer machen und Stockbrot backen...«

Heute steht der beste Punkt auf dem Programm: die Riesenrutsche bei uns im Ort. Ich war noch nie dort, habe sie nur von der Ferne aus gesehen. Sie sieht aus wie ein nach oben spitz zulaufender Kegel. Vom Boden aus muss man mehrere hundert Stufen nach oben steigen. Dann darf man, quasi zur Belohnung, durch eine lange Röhre nach unten rutschen.

Opa zieht es vor, unten zu warten.

Jetzt, wo ich davor stehe, schaue ich das Riesending verunsichert an. Da soll ich hinauf steigen? Noch vor Jahren hätte ich das mit meiner Höhenangst nie geschafft, doch mit eisernem Willen kann ich inzwischen sogar eine Hängebrücke überqueren.

Mutig nehme ich meine 5-jährige Enkeltochter an die Hand und beginne, die Stahltreppe emporzusteigen. Tapfer steigt die kleine Lorena an meiner Hand Stufe um Stufe nach oben.

Nach einer zweiten Umrundung würde ich am liebsten sagen: »Rutscht mal alleine. Ich gehe jetzt wieder nach unten zu Opa.«

Aber ich will ja eine tolle Oma sein, und so bezwinde ich auch die letzte Runde. Endlich stehen wir oben auf dem kleinen Podest.

Die Kleine soll entscheiden, beschließe ich.

»Willst du mit mir rutschen?«, frage ich sie. Sie schaut mich vertrauensselig an und nickt. Wenn Oma sich das zutraut, dann kann sie das auch, sagt mir ihr Blick.

Ganz vorsichtig setze ich mich in die metallische Röhre. Ebenso behutsam nehme ich meine 5-jährige Enkelin zwischen die Beine.

Ich mache mir und der Kleinen Mut.

»Das wird jetzt eine ganz tolle Fahrt, Lorena. Wirst schon sehen.« Es folgt ein nicht enden wollender Höllenritt, 44 Meter lang aus 30 Meter Höhe.

---

## *Frederic Mutlos*

von Rolf Steng, Weil der Stadt

Es war einmal ein Königssohn, welcher mit Namen Frederic hieß. Frederic war der jüngste Sohn des Königs Petersil und dessen Gemahlin Petersilie. Seine beiden älteren Brüder waren von ganz anderer Art als Frederic.

Während sie von klein auf den lieben langen Tag im Garten des königlichen Schlosses tobten und die verrücktesten Streiche ausheckten, saß Frederic am allerliebsten stumm in seinem Zimmer und sah seinen Brüdern bei ihrem wilden Treiben zu.

Eines Tages, es war an einem herrlichen Sommer nachmittag, trug es sich zu, dass der Sohn des königlichen Hofgärtners genau unterhalb von Frederics offenem Fenster die Rosen zu schneiden begann. Weil der Gärtnersjunge bei seiner Arbeit laut zu singen pflegte, war Frederic, welcher gerade mal wieder mit seinen Stofftierchen das Verladen auf die Arche Noah übte, auf den fleißigen Arbeiter aufmerksam geworden. Vorsichtig beugte er sich aus dem weitgeöffneten Fenster, um zu sehen, woher und von wem der wohlklingende Gesang stammte. Im Arm hielt er noch seinen dicken Stoffelefanten, welchen er gerade im großen Bauch seiner Spielzeugarche hatte verstauen wollen.

Geraume Zeit hatte er den jungen Gärtner, der etwa so alt wie er selbst zu sein schien, still und heimlich beobachtet, als dieser plötzlich ein lautes »Auah!« vernehmen ließ. Frederic erschrak darüber so sehr, dass er seinen Elefanten losließ. Dieser purzelte kopfüber aus dem Fenster und landete zuoberst auf dem prächtigen Kletterrosenstrauch. Nachdem Frederic sich vom ersten Schreck erholt hatte, rannte er so schnell ihn seine dünnen Beinchen zu tragen vermochten hinaus in den königlichen Sommergarten.

»Könntest du ihn nicht für mich holen?«, bat nun Frederic und zeigte mit dem Finger auf den Rüssel des Stoffelefanten.

»Nein!«, entgegnete Florian bestimmt, »ich hab noch so viel zu tun.«

»Oh, wie gefährlich dein Tagwerk ist; von Rosendornen zerstoichen zu werden, im Schlossteich dem Ertrinken nahe zu sein, von den hohen Bäumen stür-

zen zu können und sich den gefährlichen Schnäbeln dieser grausigen Tiere aussetzen zu müssen; nie könnte ich solches tun«, bedauerte ihn Frederic.

»Ach was du da redest«, lachte Florian, »wenn man sein Tagwerk so besieht, so ist es wahrlich schon viel zu gefährlich, morgens aus dem Bett zu steigen. Schließlich könnte man sich dabei ja die Füße brechen. Selbst das Frühstück kann für einen Angsthasen wie dich und deinesgleichen zu einem lebensgefährlichen Wagnis werden.«

Frederic musste bei diesem Gedanken so schrecklich lachen, dass er ganz rot im Gesicht anlief.

»Du spinnst ja, Florian, dann darf man ja eigentlich gar nichts tun. Und..., dann ist man völlig umsonst auf dieser Erde«, japste Frederic.

»Donnerwetter, du kapiert aber schnell!«, bemerkte Florian.

»Florian, ich glaube, ich habe dich verstanden. Wenn du morgen ein wenig Zeit für mich übrig hast, könntest du mir die Leiter halten, wenn ich meinen Elefanten selbst aus der Rosenhecke befreien werde, so wie einst einer meiner Urahnen das Dornröschen.«

Lachend verabschiedeten sich die beiden, nachdem sie sich für den kommenden Tag verabredet hatten.



## *Mutgeschichte in Kriegszeiten*

von Manfred Scholz, Herrenberg

Zu diesem Thema purzeln bei mir sogleich viele Erinnerungen aus der Kiste meiner damaligen noch sehr frühen Jugendzeit. Viele Erinnerungen stammen aus der sehr schrecklichen Zeit der Endphase des von den Nazis 1939 angezettelten, verbrecherischen Angriffskrieges. Bei uns Jugendlichen förderte eine gewisse Verfügbarkeit zunächst oft auch eine Bereitschaft, sich auf irgendeine Weise mutig zeigen zu wollen.

Es war in den Wochen, bevor unsere Schulen schließen mussten. Fast täglich gab es schon am Vormittag die Meldung »Luftgefahr 10!« Es bedeutete, in zehn Minuten wird Voralarm und danach Hauptalarm durch die Sirenen ausgelöst. Alle Schüler mussten die Schule sofort verlassen und sich in der Nähe in den

---

Bunker begeben. Doch ich machte mich rasch auf den gewohnten halbstündigen Heimweg über die Schillerhöhe und wähnte mich unter den Bäumen sicher – wie leichtsinnig! Wenige Minuten später sah und hörte ich mit lautem Gedröhn die todbringenden Bomberverbände über unserer Stadt und direkt über mir. Doch enorm erleichtert: Zum wiederholten Male fiel keine einzige Bombe! Die Geschwader mit ihrer Bombenlast flogen in nordwestlicher Richtung weiter ...



## Mutgeschichte an Weihnachten

von Brigitte Dürrwang, Böblingen

Nachdem es in Jugoslawien zu schlimmen Auseinandersetzungen gekommen war, flüchteten viele Menschen nach Deutschland, um den Gräueln des Krieges zu entgehen.

In dieser Zeit ging es meiner Bekannten auch alles andere als gut. Trotzdem raffte sie sich bei dem Gedanken auf, dass die Kinder zum Fest kommen würden und auch Geschenke erwarteten, und teilte ihr bescheidenes Budget knapp ein. Schlussendlich, damit auch die Rückfahrt von Stuttgart bezahlt werden konnte, steckte sie ein blankes Fünfmarkstück in ihre Manteltasche für den Fahrkartensautomaten ein.

In Stuttgart angekommen, schlenderte sie zunächst über den Weihnachtsmarkt. Eine Frau mit rosigem Gesicht bediente den Leierkasten und sang inbrünstig dazu »Es ist ein Ros' entsprungen.« An einem Stand kaufte sie ein paar nostalgische Weihnachtskarten. Die junge Verkäuferin gab ihr noch unentgeltlich einige dazu. Kurzum, sie traf nur auf freundliche Menschen. Sie fühlte sich immer besser. Ihre weiteren Einkäufe erledigte sie wie vorgesehen, in einem älteren Wäscheladen bekam sie sogar noch eine kleine Flasche Wein geschenkt. Beglückt machte sie sich auf den Weg zur Haltestelle.

Unterwegs traf sie auf eine junge Frau, die zögernd ihre Hand aufhielt. Überwältigt von ihrem frohen Einkaufserlebnis fasste sie in ihre Manteltasche und drückte das für die Rückfahrt vorgesehene Geldstück der Frau kurzentschlossen in die Hand. So großzügig

waren wohl nicht alle Geber, jedenfalls wurde ihr überschwänglich mit einer Umarmung gedankt.

Als die S-Bahn einfuhr, wurde ihr erst bewusst, dass sie weder Ticket noch Bargeld besaß. Viele Leute stiegen in den Wagen ein, dicht gedrängt standen sie in den Gängen. Sie hatte ein schrecklich schlechtes Gewissen, noch nie war sie schwarzgefahren. Aber bei so einem Gedränge wird doch wohl nicht kontrolliert werden? Alles schien ruhig, bis an einer Haltestelle vorne und hinten jeweils ein ernst blickender Herr mit Mappe einstieg. Instinktiv spürte sie, etwas lag in der Luft. Fahrkartenkontrolle! Sollte sie sich gleich zu erkennen geben? Nochmals sah sie unauffällig umher. Sie meinte, in dem ganzen Wagen wären nur Nachbarn, die mit Fingern auf sie zeigen würden. Ihr wurde heiß und kalt. Was tun?

Die beiden Kontrolleure prüften zuerst eine Seite, dann die andere. Da sah sie ihre Chance. Mit gespielter Gleichmut wechselte sie auf die schon kontrollierte Seite. Keiner der Mitreisenden verriet sie. Schweißgebadet stieg sie aus, in der Gewissheit, dass an diesem Nachmittag eine besondere Hand über sie gehalten worden war.



## Wir schaffen das schon!

von Gundula Art, Altdorf

Es war einmal am Anfang des 21. Jahrhunderts, als in Deutschland, in Europa und auf der ganzen Welt eine »neue Normalität« Einzug halten musste.

Eine neue Normalität, die durch ein lebensbedrohliches Virus notwendig wurde. Ein Virus, dass vor keinem Halt machte: weder vor Alten noch Kindern, weder vor Armen noch den Reichen, weder vor Deutschen noch Briten – vor keinem Menschen.

Alle Menschen jeder Generation auf dieser Erde mussten sich dieser neuen Normalität stellen. Vieles war neu, wirklich neu! Die neue Normalität zwang Menschen dazu, Abstand zu halten – *Social Distancing* eben. Kein Händeschütteln, keine Umarmungen, kein Großelternbesuch, keine Gottesdienste, keine Konzerte, kein Fußball. Nicht einmal der alltägliche Schulbesuch war möglich.

---

Ein Virus, das letztendlich vor lebensbejahenden Zeichen der Menschlichkeit Halt machen musste: vor großem Mut und unerschütterlicher Hoffnung, vor tätiger Nächstenliebe und grenzloser Hilfsbereitschaft, vor geschlossener Einigkeit und festem Zusammenhalt, vor wahrer Dankbarkeit und bleibender Lebensfreude.



## Wind der Veränderung

von Jennifer Axt, Holzgerlingen

Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, Sonntag, Montag... und immer so weiter. Sekunde um Sekunde, Minute um Minute, Tag für Tag, immer dasselbe Spiel. Manchmal frage ich mich: Ist das alles wirklich nur ein Spiel? Eine Prüfung? Um zu mir selbst zu finden?

Ich weiß immer noch nicht, wer ich wirklich bin und was ich in diese Welt bringen kann.

Es fing schon in der Schule an – denn jetzt verstehe ich meine Kindergartenzeit, wo ich noch sorglos war... – Dann kam mein Job, und der ganze Horror fing wirklich an.

Höchst unglücklich und allein wandelte ich durch diese Welt und betrachtete alles wie durch einen Spiegel. Wann habe ich aufgehört, *ich selbst* zu sein? War ich überhaupt mal *ich selbst*?

Ob alles mit meinem Burnout oder der Depression angefangen hat, kann ich nicht genau sagen, ich bin schließlich keine Psychologin. Aber der Moment, in dem meine ganze Kraft und mein ganzer Mut fehlten, waren genau in diesem Augenblick verloren gegangen.

*Ich möchte sein wie ich bin (nur wer bin ich???)*.



## Die Clique

von Horst Meder, Weil der Stadt

Jo schraubt sein Moped wieder zusammen. Er hat den Zylinder abgebaut, Kolben und Überströmkanäle poliert und die Kolbenringe erneuert. Bevor er den Zylinder wieder montiert, schaut er noch die Lauf-

buchse an. Riefen hat er keine gefunden, aber natürlich Gebrauchsspuren. Klar, der Kolben ist hier einige zehntausendmal rauf und runter gesaut. Das geht nicht ohne Spuren ab. Doch mit dem polierten Kolben und den neuen Kolbenringen ist die Kompression wieder spitze. Der Motor bringt jetzt sicher ein paar PS mehr auf die Straße. Das muss er auch, denn Jo will's dem Roy einmal richtig zeigen.

Er, Jo ist in der Clique immer der Mutigste. Nie geht er einer Herausforderung aus dem Weg. So hat er sich das Sagen in der Gruppe erkämpft. Keiner wagt es, sich an Greta ran zu machen. Seiner Greta. Ihre tiefblauen Augen sind es, die ihn faszinieren. In ihnen kann er sich verlieren, wie in den Tiefen eines glasklaren Bergsees.

Eine grenzenlose Glückseligkeit durchströmt ihn, wenn er nach einer seiner Heldentaten ihren wie zufällig vorbeischweifenden, anerkennenden Blick erhascht.



## Frühe Mutprobe

von Herrmann Riecke, Böblingen

Wie jeder von uns Älteren nicht vergessen wird, waren die ersten drei Nachkriegsjahre für die deutsche Bevölkerung eine schwierige Zeit, insbesondere, was die Ernährung betraf. Dies galt zumal für die französische Zone, wo die tägliche Kalorienzahl pro Person zeitweise nur noch bei 800 lag. Die folgende Begebenheit trug sich meiner Erinnerung nach im Herbst 1947 zu.

Es muss wohl ein Samstagnachmittag gewesen sein, als unser Vater erneut eine Kartoffeltour ins Auge gefasst hatte. Mein älterer Bruder und ich sollten ihn dabei begleiten, was wir bereitwillig taten. Denn bei dem Bauern winkte ein deftiges Vesper mit Brot und Speck, eine Hochgenuss damals, versteht sich. Unsere Erwartungen wurden dann auch nicht enttäuscht. So gestärkt, meinte unser Vater daraufhin, wir könnten uns ein wenig im nahen Wald nach Pilzen umsehen. Ein Treffpunkt eine Stunde später wurde festgelegt.

Und so trotteten wir Brüder los. Tatsächlich entdeckten wir diverse Pilze, Pfifferlinge und sogar Stein-

---

pilze. Über der Pilzsuche war uns indes ein Missgeschick passiert. Wir hatten uns tatsächlich im Wald verirrt. Die einsetzende Dämmerung verstärkte nun eine aufsteigende Angst. Da schien es fast ein Glücksfall zu sein, als wir in einiger Entfernung einen Mann entdeckten, der uns sicherlich weiterhelfen könnte. Doch plötzlich schoss mir ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf. Und wenn dies der kolportierte Mörder im Dunninger Wald wäre? Fast gleichzeitig äußerte mein Bruder denselben Gedanken. Er zog mich am Arm zurück. Aber was tun?

Ich riss mich los und mit dem ganzen Mut meiner zehn Jahre näherte ich mich dem unheimlich erscheinenden Mann und fragte ihn nach dem Weg hinaus aus dem Wald. Zu meiner Beruhigung sah ich, dass er statt einem Messer einen Pilz in der Hand hielt. Und er konnte uns sogar den richtigen Weg aus dem Wald zeigen.



## *Mutig oder Glück gehabt?*

*Von Uwe Jens, Böblingen*

Beim Stoppschild trat Uwe das Bremspedal bis zum Bodenblech durch, doch auf dem Glatteis gab es kein Halten. Haltloses geradeaus. Bolzengrad rutschte er auf die Kreuzung. Von rechts kamen zwei Scheinwerfer aus der Dunkelheit.

Man traf sich, mit vielleicht noch 10 km/h, auf Höhe der Vorderräder. Es schepperte blechern, Uwes Wagen drehte sich um die eigene Achse, und die Scheinwerfer zeigten wieder in die Richtung, aus der er gerade kam. Sein schöner neuer VW-Käfer. Anthrazitgrau, schon ohne Brezelfenster hinten. Exportausführung mit amerikanischer Stoßstange. Die war nun nicht mehr so attraktiv. Beide Fahrzeuge waren jedoch noch fahrbereit und konnten auf einen Parkplatz neben der Kreuzung gefahren werden.

Vier Personen krabbelten leicht verstört aus dem anderen Fahrzeug. Tiefes Aufatmen bei Uwe, denn es schien niemand verletzt. Wegen der winterlichen Straßenverhältnisse fuhr man, es war 1963, schließlich viel bedachtsamer als heute. Aber Uwe war für seinen ersten Auto-Winter doch einfach etwas zu schnell.

## *Verlier nie den Mut!*

*von Emma Körber, Gärtringen*

Es war das Jahr 1991. Ich begab mich zu einer Routine-Mammographie-Untersuchung und war mir dabei wieder sicher, dass man bei mir nichts finden würde, denn ich fühlte mich gesund und ohne jegliche Schmerzen.

Aber dieses Mal war alles anders. Der Arzt erkannte, dass irgendetwas nicht in Ordnung war und schickte mich zu einer Biopsie ins Krankenhaus. Dort wurde ein »bösartiger Brusttumor« diagnostiziert. Diese Diagnose traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich war schockiert und spürte, wie mir der Boden unter den Füßen entglitt. War dies alles nur ein Irrtum oder war dies doch Wirklichkeit? Man fühlt sich der Krankheit hilflos ausgeliefert und doch muss man die Diagnose akzeptieren. Die Operation war unumgänglich. Zur Abklärung, wie weit der Tumor schon fortgeschritten war, mussten zusätzlich viele Lymphknoten entfernt werden. Danach schloss sich eine Bestrahlungstherapie an und anschließend wurde noch eine Chemotherapie durchgeführt.

Durch die belastende Bestrahlungstherapie wurde sogar mein Herz so stark in Mitleidenschaft gezogen, dass ganz überraschend nach einigen Monaten noch ein Hinterwandherzinfarkt ausgelöst wurde.

Nur mit viel Glück habe ich diese lebensbedrohliche Krankheit überstanden. Dies alles war eine sehr schwere Zeit, aber meine liebe Familie war immer an meiner Seite, gab mir viel Kraft und machte mir Mut. Auch viele Freunde und Bekannte spendeten mir durch ihre Anteilnahme Trost und Zuversicht.



## *Aufstehen!*

*von Heike Birgit Damke, Böblingen*

»Aaah!« Ruckartig setzte sie sich auf. »Was war das für ein Knall? Die Wohnungstür! Da flüstert jemand!« Angestrengt lauschte sie in die Dunkelheit. Die schemenhaften Umrisse des Schrankes erschienen ihr plötzlich bedrohlich. Zitternd spürte sie Rinnsale von

---

Schweiß den Rücken herunterlaufen. Haarsträhnen klebten ihr im Nacken und an den nassen Wangen.

»Er macht es wahr! Er ist mit ihr in der Wohnung! Jetzt holen sie mich! Sie machen an der Schlafzimmertür herum!« Sie schlug die Hände vors Gesicht.

»Nein!«, würgte sie. »Geht!«

Vom Flur her vernahm sie wieder Atemgeräusche. Der Bademantel an der Tür bewegte sich. Panisch langte sie nach dem alten Wecker, hob den Arm und riss die Tür auf. Etwas kleines Schwarzes fiel ihr auf die Füße. Entsetzt schrie sie auf und erkannte ihre Hündin. Noch immer benommen warf sie den Wecker aufs Bett und tappte in den dunklen Flur. Der Hund folgte ihr.

»Püppi, geh ins Körbchen«, flüsterte sie. »Ich hole mir nur Papiertaschentücher. Ich bin patschnass im Gesicht.«



## Mutgeschichte 2020

von Stephanie Brachtl, Herrenberg

Die Zeitrechnung in der Corona-Krise ist eine andere. Wahrnehmungen verschieben sich. Mut präsentiert sich an vielen Ecken. Hier ein Anruf, dort ein Einkauf, Hilfe bei »was-auch-immer-gebraucht-wird«.

Herrenberg ist wirklich gut aufgestellt, diese neuen Herausforderungen zu meistern. Das zu erfahren tut gut. Jede Unterstützerin und jeder Unterstützer, die/der sich jetzt für diejenigen Menschen einsetzt, die zu Hause bleiben sollen/müssen, hat einen Orden verdient. Leergefegte Regale; Einkaufslisten, die deshalb fast nicht abgearbeitet werden können – und der Mut, dennoch nicht aufzugeben, sondern weiterzumachen, zu suchen.

Sich im Herzen nah zu sein, ohne physische Nähe zulassen zu können, ist eine unglaubliche Leistung, die emotional kaum aufzufangen ist. Jede Begegnung ist ein reales Schicksal. Da müssen beide Seiten flexibel sein. Mut ist somit auch, nicht zu verzweifeln, Hilfe anzunehmen.

Der alte Satz »Einer für alle, alle für einen« oder auch »Alle für alle« erfährt hier eine neue Bedeutung. 2020 wird uns allen auf bewegende Weise in Erinnerung bleiben.

## Mut aus Gegenkraft

von Margot Maier, Holzgerlingen

Meine Mutter, Jahrgang 1919, wurde mit 47 Jahren Witwe. Sie hatte auch bereits als Kind, unehelich in einem Schwarzwälder Dorf aufgewachsen, ein schweres Leben. Ihre Heirat mit dem aus Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Ludwig gab ihr Halt. Mein Bruder, Jahrgang 48 und ich, Jahrgang 57, waren ihre Freude. Doch ein melancholischer Unterton prägte ihr Leben, und als ihr Mann starb, verlor sie allen Lebensmut. Ich erinnere mich an sie, die ihren Halt in einem zum Teil fragwürdigen Glauben fand, weil mit Jenseitssehnsucht gemischt, an ihr Lieblingskirchenlied.

Mit 50 Jahren starb sie ihrem Mann nach. Und von da an war mir dieses Lied so verhasst. Mein geliebter Bruder zog mich, die damals 12-Jährige, auf, und dank guter Menschen ist doch noch etwas aus mir geworden, und ich habe heute eine eigene Familie.

Doch vor meinem 50. Geburtstag (Symbolzahl) hatte ich Sterbensangst. Dennoch entwickelte ich einen trotzigsten Mut, diese »Hürde« zu überspringen und dichtete ein dem Leben zugewandtes »Gegenlied«, das mir geradezu therapeutisch half, positiv in die zweite Lebenshälfte zu schauen und sie gelingend und beherzt zu gestalten.

Es ist mir gelungen! Meinen 60er feierte ich in großer Runde und in dankbarer Freude an das Leben!



## Aussicht mit Einsicht

von Sigrid Binsch, Renningen-Malmsheim

Rosi kam außer Atem auf uns zu, klatschte in die Hände: »Leute, ich hab eine Überraschung mit euch vor, wird ganz einfach, überhaupt nicht anstrengend, euer Gepäck wird superleicht sein. Ihr steckt fünfundzwanzig Euro und Hunger in den Rucksack, und jeweils zwei bekommen von mir eine Taschenlampe«, geheimnisvolles Grinsen huschte über ihr Gesicht, »mehr braucht ihr nicht zu schleppen. Halt, euch selbst natürlich auch noch!«

---

Stirnrunzelnd fragte ich mich, warum in aller Welt eine Taschenlampe zu zweit? Wie soll das gehen auf dem schmalen Trampelpfad, hintereinander, am Hang entlang, über Stock und Stein, in der Dunkelheit?

Der hölzerne Bergwächter beobachtete uns schon seit Längerem ziemlich von oben herab. Nun endlich haben wir ihn in luftiger Höhe erreicht und müssen immer noch zu ihm aufschauen mit seinen vier Metern fünfzig. Der Standort wurde mit Bedacht gewählt, ein grandioser Ausblick. Ich verliere mich in der Tiefe des Schnalstals, angrenzend ans weitläufige Vinschgau, welches freie Sicht auf riesige, schnurgerade Obstplantagen gewährt. Schneegipfel ragen in die Unendlichkeit des blauen Himmels und weit unten auf achthundert Metern entdeckte ich, winzig klein, das Schloss Juval. Abendstille umgibt uns.



## *Mut ist, wenn man es trotzdem macht...*

*von Melanie Susan Klein, Grafenau*

Ich schreibe diese Geschichte, weil es meine Geschichte ist. Sie begann vor 15 Jahren:

Es war der 50. Geburtstag meiner Mutter. Ich wohnte mit meinem damaligen Freund in einer Mietwohnung. Die kommende Zeit sollte zukunftsweisend sein, denn es ging darum, ob wir zusammen ein Haus bauen. Etwas Eigenes, keine Miete mehr bezahlen zu müssen – das war mein Traum. Aber ich spürte, dass irgendetwas mit dieser Beziehung nicht in Ordnung war.

Zurück zum Tag des Geburtstages meiner Mutter: Ich hatte Urlaub an diesem Tag und war allein zu Hause. Für diesen Tag hatte ich einen Termin mit meinem Bankberater vereinbart. Da sprach ich den Satz, der schon einige Zeit in meinen Gedanken schwirrte, zum ersten Mal laut aus: »Meinen Sie, ich könnte das Projekt Haus auch alleine stemmen?«

Zugegeben, er war ziemlich überrascht. Ich erklärte ihm die Situation, und er verstand. Etwas später erhielt ich tatsächlich das OK von der Bank!!

Meine Beziehung ist noch im gleichen Jahr in die Brüche gegangen. Obwohl ich irgendwie damit gerechnet habe, war es erstmal ein Schock für mich. Aber als ich die Baugenehmigung in den Händen hielt, wo MEIN Name darauf stand, fasste ich allen Mut zusammen, und es gab nur noch eines:

Volle Kraft voraus!!



## *Mutmachgeschichte in den schweren Coronazeiten*

*von Martin Rebmann, Böblingen*

In den letzten Tagen habe ich als Diakon der Katholischen Gesamtkirchengemeinde Böblingen viele Telefongespräche geführt.

Ich habe auch mit einem älteren Ehepaar telefoniert – mit Ulrike und Herbert. Beide haben sich in den letzten 6 bis 7 Jahren sehr für Geflüchtete engagiert. Herbert ist montags im *Café Asyl* der erste Ansprechpartner für Geflüchtete und Ehrenamtliche. Ganz besonders haben sich Ulrike und Herbert für die Geflüchteten aus Eritrea eingesetzt. Jungen Familien haben sie geholfen, Wohnungen zu vermitteln. Und bei vielen Tauffeiern standen sie mit Rat und Tat zur Seite. Ulrike und Herbert werden von den vielen eritreischen Flüchtlingen in Böblingen liebevoll *Mama* und *Papa* genannt.

Ulrike und Herbert haben selbst zwei eritreische »Patenkinder« in Anführungszeichen. Marlet und Tolde sind beide schon um die 30 Jahre alt. Mit beiden haben Ulrike und Herbert jahrelang intensiv Deutsch gelernt, beide haben sie oft zu Veranstaltungen und Konzerten mitgenommen, und beiden haben sie auch einen Ausbildungsplatz bzw. einen Job vermittelt.

Jetzt kaufen Marlet und Tolde für Ulrike und Herbert ein, denn Ulrike und Herbert gehen auf die 80 zu und zählen zur Risikogruppe. Wie schön und berührend, dass da nun Hilfe zurückkommt!



---

## Mut

von Maximilian Scheibelhofer, Leonberg

Wie alt ich war? Neun oder zehn.  
Zum Schlittschuhlaufen wollt' ich gehn.  
Mein Vater sagte zwar: »Nein, nein!  
Noch trägt das Eis nicht, du brichst ein!«  
Ich tat es trotzdem und – ganz offen:  
ich wäre beinahe abgesoffen.

Doch lieferte ich den Beweis:  
Ich wage mich auf dünnes Eis,  
ich bin kein Feigling, habe Mut,  
Verwegenheit liegt mir im Blut!

Nach drei Versuchen und viel Schwein  
erhielt auch ich den Führerschein,  
da war ich 20 Jahre alt.  
Mehr auf Pump als vom Gehalt  
erstand ich einen BMW.  
Passend zu mir: ein Sportcoupé.

Verlobt bin ich jetzt mit der Ilse.  
Mein Leibgericht sind Speisepilze.  
Ich kann die gar nicht unterscheiden,  
drum ist die Ilse von uns beiden  
die Sammlerin und Köchin auch.

Von Pilzen voll ist schon mein Bauch,  
steh' plötzlich vor der Himmelpforte:  
und hör von Petrus diese Worte:  
»Hallo mein Freund, nimm's mir nicht krumm,  
du warst zwar mutig, aber dumm.«



## Das Hutmuseum

von Ilonka Martin, Bad Bergzabern

Die alten und die jungen Menschen legten ihre Hüte  
ab wie Mäntel. Ein alter Hut war eine alte Geschichte,  
ein neuer Hut eine neue Geschichte.

So fanden sich zwei verschiedene Hüte im Museum  
ein. Der eine konnte dem anderen Geschichten erzäh-  
len, davon wusste der alte Hut noch gar nichts.

Der neue war außer Rand und Band ins Museum  
gekommen. Er sagte dem alten Hut, so was hätte es

in seiner Zeit nicht gegeben. Dass man von der Stra-  
ßenbahn mitgenommen werden würde, ohne dafür  
etwas bezahlen zu müssen! Zuvor gehörte er noch  
einem jungen Menschen und freute sich darüber,  
doch plötzlich wurde er weggeschleudert, als wäre er  
schon alt und verspeckt. Er weinte.

Dann wurde er von einem Straßenbahnkontrolleur  
gefunden. Dieser nahm ihn an sich und ging damit  
zur nächsten Haltestelle. Dort setzte er ihn auf und  
ging »getarnt« in die nächste Straßenbahn. Niemand  
dachte, er sei ein Kontrolleur.

Nun stand er da, der Schrecken der »Neuzeit«!  
Das Blut rauschte schon in den Ohren, denn manch-  
mal vergisst man, eine Fahrkarte zu lösen. So fiel der  
neue Kontrolleur gar nicht auf und zückte wie eine  
Pistole seinen Ausweis. Die Menschen holten nervös  
ihre Fahrkarten hervor. Der neue Hut wurde gar nicht  
richtig beachtet. Man konnte vor Nervosität gar nicht  
richtig hinsehen. Der neue Hut war ein Hit. Ich sage  
dir, sagte der neue alte Hut im Museum, ich war der  
schönste Hut in der Straßenbahn.



## Der Flieger und der Feigling

von Werner Suppanz, Leonberg

Wir wohnten in einem kleinen Dorf im südlichen Teil  
Badens. Zwei Lehmstraßen führten hinaus in das  
»Großdeutsche Reich«. Sonst war es, oder ist es noch  
heute, von der Schweizer Grenze umringt. Es tobte  
ein furchtbarer Krieg.

Wir schrieben das Jahr 1944. Es gab praktisch  
nichts mehr zum Kaufen. Unser Vater hatte eine tolle  
Idee, bevor er eingezogen wurde. Für unsere kleine  
Schwester baute er ein Auto. Das Auto bestand aus  
einer Holzkiste mit vier Rädern. Das Interessanteste  
für meine Schwester war eine alte Besenstange, die  
als Motor zu nützen war. Der Motor, wie konnte es  
anders sein, war ich. Auf jeden Fall, ich sollte wieder  
einmal dieses Monstrum von einem Auto, so meine  
Ansicht, durch das Dorf ziehen. Das Flugzeug über  
uns war voll getroffen. Dann kamen sie! Erst wie  
weiße Flecken, die dann zu fliegenden Pilzen wurden.  
Fallschirmjäger! Ich verschwand lautlos.

---

## *Eiskalter Winter*

von Blanka Kirchler, Böblingen

Als Hausfrau hat man so sein Ritual. Am frühen Morgen schaut man sich um. Wirft einen Blick zum Fenster raus. Auf der Terrasse sind die Blumenkästen voll mit Wasser. Ein Wunder, dass sie nicht zugefroren sind.

Einen Moment halte ich inne. Mutig patscht und flattert eine Amsel in einen Trog hinein. Mich fröstelt. In aller Ruhe putzt sie von vorne bis hinten mit dem Schnabel ihr Federkleid. Da staunt man nur. Eben wie so viele kleine Wunder der Natur.



## *Und vergib uns unsere Schuld*

von Andrea Steves, Gäufelden

Man hat uns belogen und betrogen. Dieses Gefühl beschleicht mich, wenn ich die allabendliche Corona-Predigt höre. Nicht erst jetzt, sondern schon vor der Krise. Und eigentlich schon immer. Auf Erden ist es ganz und gar nicht himmlisch, und nicht erst seit Corona ...



## *Gerne wäre ich ein mutiger Mensch*

von Gertrude Track, Leonberg

Doch was ist Mut, und wie entsteht der Mut zu handeln? Steckt hinter dem Mut oftmals eine tiefe Angst oder Unsicherheit, die einen etwas tun lässt, was man gar nicht erklären kann?

Da ich bereits einige Jahrzehnte auf dieser einzigartigen und wunderbaren Erde leben darf, viel Freuden und auch tiefes Leid erfahren und durchstanden habe, frage ich mich schon manchmal, ob ich mutig war oder ob ich mich als kleinen Feigling durch das Leben schmuggelte.

Mut zu haben bedeutet für mich auch, sich nicht manipulieren zu lassen, sich selbst zu informieren und über alles nachzudenken, ob man sich mit gutem Gewissen für etwas einsetzen kann.

## *Mutige Parodie*

von Guido Kieninger, Sindelfingen

Ich war »blutjung«, als ich meinen Feldweibel in der Grundausbildung parodiert habe. Er war ein echtes Ass an der Waffe, am »Maschinengewehr«, in der »Gelände-Feind-Beobachtung«. Ja, ich habe in Ausbildungspausen meinen Kameraden, unseren Feldweibel, parodiert. Einer meiner Kameraden hat's ihm wohl »gesungen«. Und am Wochenende, ich musste den Gemeinschaftswaschraum reinigen, kommt er ...



## *Soll auch eine Mutgeschichte sein*

von Luise Israel, Sindelfingen

Wir wissen grad nicht, wie alles gehen soll und ganz genau muss es sein, nach deutscher Art und Gründlichkeit. Wir werden unsicher, wir möchten doch gern, dass alles gut wird. Vor allem möchten wir gern weiterleben und nicht wegen so einem klitzekleinen Virus unseren letzten Atemzug tun, besonders, wenn wir noch jung an Jahren sind. Was brauchen wir da?

Natürlich Mut, um trotz allem vorwärts zu denken und vorwärts zu gehen.



## *Gedanken zu Mut*

von Susanne Weiss, Gäufelden

Komm, habe doch mal Mut,  
wie oft fühlt man sich nicht stark genug.  
Mutig will man ein Ziel erreichen.

Ein Gefühl der Unsicherheit sollte einen  
da nicht umschleichen.

Man möchte mehr Stärke für den Mut fühlen,  
doch so manches Mal ist dies wieder  
am Abkühlen.

Mut tut gut, wage es mit dem Mut!

Doch sei auch hier auf der Hut!



---

## *Abstand mit Anstand*

von *Silvana Goldbach, Schönaich*

Ich gehe einkaufen – man hält Abstand. Die meisten Menschen um mich herum haben Anstand – halten Abstand. Ab und an kommt es vor, dass einer quer schießt – so wie diese kleine Rot-Weiß-Grün-Maskenträgerin auf dem Wochenmarkt. Sie walzt sich forsch direkt vor den Stand und zieht dabei ihre Mundschutzmaske ein Stück runter, damit sie die Tomaten und Basilikum befangern kann... Am liebsten möchte ich sie mutig anschreien: Kein Wunder klappt Prävention in deiner Heimat so schlecht!

Doch der Gedanke an die weltweit inspirierenden Balkonkonzerte stimmt mich sogleich milder. Ich sage nur: Hallo, ich bin vor Ihnen dran – dort hinten ist das Ende der Warteschlange!



## *Angst*

von *Ulrike Gotowicz, Weil im Schönbuch*

Hast du schon mal Angst gehabt – nicht um deine Gefühle, deine Seele, nicht um das Fruchttinnere, sondern um die Schale des Leibes? Angst, vielleicht nicht mehr auf dieser Welt sein zu dürfen?

Du berührst deinen Körper und empfindest Schmerz, der von einer Wunde herrührt und nicht von deiner Seele. Viele, viele Bakterien beginnen sich in dir zu vereinigen und unter deiner Haut zu kämpfen. Gesunde Zellen halten Wacht, doch sie können sich nicht wehren, sind in der Unterzahl, werden angegriffen und verschlungen.

OPERATION? – nein, keine Narkose – keine Angst – auch wenn mein Talisman in meiner Hand mir unsagbaren Mut gegeben hatte, war ich glücklich, davon gekommen zu sein.



## *Mut zur Veränderung*

von *Bernhard Kienzle, Böblingen*

Ich bin 69 Jahre alt, und meine Frau und ich haben uns vor ein paar Jahren sehr oft über den Satz »Man muss die Dinge zu Ende denken!« unterhalten und darüber Gedanken gemacht.

Kann ich Dinge vorbereiten, die wichtig sind für mein Morgen? Brauchen wir in der Zukunft noch so viel Wohnraum? Ist der Garten, der heute Freude macht, morgen Last? Brauche ich noch alle Manuskriptordner über Vorlesungen aus dem Studium? Solche Gedanken erweitern den Horizont und bringen es auf den Punkt:

Haben wir den Mut zu einer Veränderung?



## *Jahreszeiten*

von *Renate Schiansky, Wien/Österreich*

Das rote Cabrio rast mit röhrendem Motor über die Landstraße, schnell und immer schneller geht es dahin, die Landschaft fliegt vorbei. Den Fahrtwind im Haar, wie ein Banner weht mein bunter Seidenschal. Die Reifen quietschen in der Kurve, kurz schlingert der Wagen. Uns passiert nichts, wir sind noch jung, wir sind unsterblich! Daniel singt alte italienische Popsongs, er kann sie alle auswendig.

Es ist ein warmer Frühlingstag, die Sonne scheint, man lebt nur einmal, die Welt ist so schön, wir genießen sie in vollen Zügen. Wir parken das Cabrio irgendwo am Straßenrand, laufen über die Wiesen, die Blumen duften, ich breche eine Rose vom Strauch und nehme sie mit.

Der Sommer führt uns durch Italien und Südfrankreich. Wir bummeln durch die Toscana und verlieren uns im Trubel des quirligen Neapel, verbringen einen ganzen Tag zwischen den Ruinen von Pompeji und schieben danach ein paar wunderschöne Tage zur Erholung in Ischias Thermengärten ein.

Als wir nach Hause fliegen, beginnt bereits der Herbst.



---

## Das Mitbringsel

von Sabina Dietrich, Leonberg

Die Spätnachmittagssonne ergriff nach langer Zeit wieder Besitz vom Himmel. Schnell zogen die beiden ihre Stiefel an, nahmen sicherheitshalber ihre Schirme mit und eilten aus dem Haus, quer durch den Park, über die Autobahnbrücke in den nahegelegenen Wald.

Es war für sie ein Abschiedsspaziergang, denn in einigen Tagen war der Umzug in eine andere Stadt angesagt. Endlich im Wald angekommen, verlangsamten sie ihre Schritte und hielten von Zeit zu Zeit inne, wehmütig um sich schauend, um noch ein letztes Mal das ihnen so wohlvertraute Grün mit ihren Blicken zu streifen und in ihr Gedächtnis einzubrennen. So gingen sie eine Weile lang still nebeneinander her, den erdig-würzigen Geruch des nassen Waldes in sich aufsaugend.

Auch diesmal hob er das im Weg liegende Etwas auf, streckte es der Mutter entgegen und sagte: »Das nehme ich auch mit.« Es war ein frisch ausgerissenes, etwa 20 cm langes Fichtenbäumchen samt Wurzel!

Aus dem kleinen Jungen ist inzwischen ein junger Mann geworden. Und aus dem kleinen Fichtenbäumchen? Es ist zu einer Fichte geworden. Vor allem jetzt in der Corona-Zeit wird der Dialog zwischen Mensch und Pflanze sehr wichtig. Die Pflanzen brauchen den Menschen, und der Mensch braucht die Pflanzen.



## Deutsch Spraak, schwer Spraak!

von Herbert Schrof, Leonberg

Am Laufband eines Supermarktes. Ich habe soeben den letzten Artikel aus meinem Einkaufswagen auf das Laufband und dahinter einen dieser Trennstege gelegt, der meinen Einkauf von dem der Person hinter mir trennt. Überraschenderweise sagt die Dame hinter mir »Danke«. Ich drehe mich verdutzt um und sage zu ihr: »Ach, Sie sprechen Fremdsprachen?«

Da entgegnet sie mir: »Eigentlich nur ein paar Brocken Englisch, wie kommen Sie denn darauf?«

»Nun«, meine ich, »das Wort ›danke‹ ist heute ja schon fast aus der Mode gekommen.«

Darauf reagierte sie selbstbewusst mit den Worten: »Ja, das ist leider *out*. Solche Worte sind einfach nicht mehr *in*!« Deutsche Sprache: *Quo vadis?*

Da war die Rede von *specials* und *offers* (Sonderangeboten), *sale* (Sonderverkauf), von der Neueröffnung eines *shopping centers* (Einkaufszentrum) oder einer *shopping mall* (Laden-Passage).



## Ein Erlebnis in der Kirche

von Milan Jambrek, Gäufelden

Als Mesner habe ich schon einige Jahre Erfahrung, und jede Arbeit ist schon lange Routine. Vor einer einzigen Sache habe ich immer Angst: Das ist das Richten des Tannenbaums.

Im vorigen Jahr ist mir ein Tannenbaum beim Aufstellen ausgerutscht, und es war gut, dass es keinen Schaden gab. Vor zwei Jahren habe ich Mütter mit Kindern bis zu drei Jahren zum Schmücken eingeladen. Die Mütter sollten schmücken und die Kinder zuschauen. Aber die Kleinen wollten nicht Zuschauer, sondern echte Helfer sein. Am Ende staunte ich, dass nur eine Kugel dabei kaputt ging.

In diesem Jahr fragte ich einen Teen-Kreis um Hilfe. Sie halfen voller Eifer, aber auf einmal verschwanden sie. Ich stand ganz alleine neben der hohen Leiter und fühlte mich ganz elend und begann zu beten. Auf einmal stand ein Mann neben mir und begann mir zu helfen. Das war für mich eine große Freude.



## Mut zur richtigen Entscheidung

von Flora Braune, Sindelfingen

Im Laufe unseres Lebens kommen wir immer wieder an unsere Grenzen. Mut haben bedeutet auch, authentisch, aufrecht und ehrlich zu sein. Das heißt, dass man auch hin und wieder gegen den Strom der Begehrlichkeiten schwimmen muss, um nicht darin unter zu gehen. Ich musste im Laufe meines Lebens viele Kreuzwege gehen. Ohne meinen tiefen Glauben hätte ich schon längst meinen Mut verloren.

# Unsere Schwerpunkt-Themen

## 1 Gemeindevertretungen

Unterstützung der Kommunen, Vernetzung, Erfahrungsaustausch, Musterprojekte im Kreis auf KSR-Homepage

## 2 Öffentlichkeit

Veränderungen und Chancen des demografischen Wandels aufzeigen, Altersbild in der Öffentlichkeit verbessern

## 3 Veranstaltungen

Altersrelevante Themen wie Gesundheit, Pflege, Wohnen, Soziale Teilhabe, Vorsorge, Gerontologische Fachtage

## 4 Coaching – Fit für Bewerbungen



Durchführung von Bewerbungstraining für Schüler/innen im Kreis Böblingen

## 5 Besuchsdienste

Ausbau vorhandener und Aufbau neuer Besuchsdienste in den Kommunen

## 6 Pflege

Verbesserung der Bedingungen und des Ansehens des Pflegeberufs, Unterstützung der Heimbeiräte, 10 Tipps für die Neuerungen in der Pflege und für die 24-Stunden-Betreuung zu Hause

## 7 Wohnen

Ziel ist, möglichst lange in gewohnter Häuslichkeit selbstbestimmt zu wohnen, Zertifizierung von seniorenfreundlichen Handwerksbetrieben, Förderung altersgerechter Unterstützungs-Systeme (AAL)



## 8 Patientenbegleitung

Durchführung von Patientenbegleitung in den Krankenhäusern des Kreises mit dem Ziel, Delir und Depression bei älteren einsamen Patienten zu vermeiden. 2019 Gewinn Deutscher Patientenpreis, 2020 Sonderpreis Ferry-Porsche-Challenge

## 9 Vorsorgende Verfügungen



Böblinger Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht, Vorträge und Beratung, Muster-Formulare, Broschüre »Vorsorge für alle Fälle«

## 10 PC/Internet

Ausbau von PC-Internet-Teams in den Kommunen, Workshops, Erfahrungsaustausch



Wenn Sie Interesse haben, an diesen oder anderen Themen in den verschiedenen Organisationen und Vereinen, in Ihrer Gemeinde oder bei uns mitzuarbeiten, freuen wir uns sehr über Ihren Anruf!

**Manfred Koebler**, Vorsitzender

Telefon 07031/663-1234

kreissenorenrat@lrabb.de

www.kreissenorenrat-boeblingen.de

*Ein erfolgreiches Projekt:*  
**Patientenbegleitung im Krankenhaus**  
*zur Vermeidung von Delir und Depression.*

Ein Projekt des Kreissenorenrats Böblingen e.V. in Kooperation mit dem **Klinikverbund Südwest** und dem Verein **FISH e.V. Leonberg**



Klinikverbund  
Südwest



*Kurzbeschreibung*

Ehrenamtliche und ausgebildete Patientenbegleiter/innen besuchen ältere Patienten während deren Krankenhaus-Aufenthalt. Ziele sind, Orientierung zu geben und Delir und Depression bei den Patienten zu vermeiden.

*Aufgabe der Patientenbegleiter/innen*

Die Patientenbegleiter/innen stärken mit ihren Besuchen gefährdete ältere Patienten in ihren Alltagsfähigkeiten und geben Orientierung in ungewohnter Umgebung. Sie übernehmen keine pflegerischen Aufgaben, sondern unterstützen bei der selbstständigen Einnahme von Mahlzeiten, motivieren zum Trinken, lesen aus der Tageszeitung vor, erzählen, machen Spiele und – vor allem – hören zu.

*Die Patientenbegleiter/innen*

Diese gehören zum Team der Nachbarschaftshilfe FISH e.V. Leonberg, sind unfall- und haftpflichtversichert und erhalten eine geringe Aufwandsentschädigung. Sie sind eingebunden in das Team der Ärzte und Krankenschwestern, welche die zu begleitenden Patient/innen auswählen. Monatlich

finden Team-Besprechungen statt. Die Ehrenamtlichen erhalten zu Beginn ihrer Tätigkeit eine Ausbildung. Das Projekt gewann 2019 den Deutschen Patientenpreis und 2020 den Sonderpreis der Ferry-Porsche-Challenge.

*Stand des Projektes*

Bis März 2020 wurden von 75 Ehrenamtlichen 7.500 Patientenbegleitungen in den vier Kliniken Sindelfingen, Böblingen, Leonberg und Herrenberg durchgeführt – alle mit großer Zufriedenheit der Patient/innen, der Krankenschwestern und der Ärzte. Verwirrheitszustände und Depressionen sind bei den besuchten Patienten nicht aufgetreten.

*Weitere Ehrenamtliche gesucht*

Wenn Sie sich für die Tätigkeit eines Patientenbegleiters interessieren, freuen wir uns über Ihren Anruf:

**Manfred Koebler**, Vorsitzender  
Kreissenorenrat Böblingen e.V.  
Telefon 07031/813417  
manfred.koebler@gmail.com  
www.kreissenorenrat-boeblingen.de